

VERDASZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 12.

Man abonniert bei allen Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 22. März 1897.

Vierteljährlich 2½ Mark. Monatlich erscheinen vier Nummern.

43. Jahrg.

Stilles Seldentum.

Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein.

Nachdruck verboten.

Der alte Herr strich mit dem kleinen Finger seiner hageren Hand, die fein und sensitiv war wie die einer Frau, langsam und bedächtig die Asche von seiner Cigarette. Dabei blühte ein Steinchen auf in einem schmalen, abgemessenen Goldreifen von altmodischer Form, ein Almandin. Rund und rot wie ein Blutstropfen hing er an seinem Finger.

Der Ring hatte schon immer unsere Aufmerksamkeit erregt. Doch hatte noch niemand den verehrten Senior unfres Kreises darum zu fragen gewagt. „Gewiß ein Andenken?“ meinte nun doch jemand, darauf deutend.

Der Medizinalrat warf die Cigarette fort und drehte den Ring, daß das volle Licht im Innern des Steines geheimnisvoll spielende Flammen entzündete. Des alten Mannes Augen hielten wie lieblosend daran fest. „Ja, so was — das bleibt,“ warf er in seiner trockenen, abgerissenen Weise hin. „Und die Menschen — die Menschen! Weg! Wie das Gras auf dem Felde! Wenn der Wind darüber weht! Und unsere Wissenschaft — ja, sie ist keine, gaja scienza! Sie macht müde. Sie macht alt. Manchmal — wenn man so dasteht in seiner Dummheit — kommt es über einen: den ganzen Plunder an den Nagel hängen! Davon rennen, nach Grönland, in die Wüste! Bloß keinen mehr sehen von der Klasse, die nur geboren wird, um langsam zu sterben!“

Er schwieg und sah eine Weile auf den dunkelglühenden Edelstein an seinem Finger. „Zum Glück,“ fuhr er dann mit seinem feinen, geistvollen Lächeln fort, „sorgt die ausgleichende Gerechtigkeit dafür, daß man auch Fälle erlebt, die einen ausöhnen mit der Weltordnung. Und an so einen, der mich trotz seiner Tragik immer wieder emporgerissen hat, wenn mein schwerer Beruf mich zu Boden drücken wollte — der mir Mut und Kraft, Vertrauen und Freudigkeit gab, wenn ich Matthäi am letzten war mit diesen guten Gaben — an so einen erinnert mich der Ring da — ich will Ihnen die kleine Geschichte erzählen: die Geschichte einer modernen Niobe.“

Sie hieß Leonore. Lore nannte ihr Mann sie. Ein Weib, an Gestalt, Schultern, Büste einer Juno gleich. Der Kopf aber — nichts Klassisches, nichts Antikes; reines Germanentum. Blauäugig, blondhaarig. Kleine, fester Mund, runde, niedrige, breite Stirn, starke Unterkiefer, in der Jugend gemildert durch die sanfte Fülle der Wangen. Im Alter ein feineres Gerüst, auf dem das edle Gesicht ruhte wie ein Tempel auf Felsengrund. Hübsch? Nein. Aber mehr! Man sah sie an und wußte: Kraft und Geist hat diese Formen ausgebaut, Seele ihnen den Schmelz der Holdseligkeit gegeben!

Seele? Ja. Sie hatte eine Liebesfähigkeit, wie ich sie nie wieder erlebt habe. Ihren Mann, ihre Kinder, die betete sie an — ja, es ist mir lange ein Rätsel gewesen bei ihrer sonstigen nüchternen Klarheit — die liebte sie bis zur Kritiklosigkeit, bis zur Blindheit. Als armes „Fräulein“ aus guter Familie war sie in das Haus ihrer Schwiegermutter gekommen. Als Frau des Sohnes, mit Pracht und Reichtum überschüttet, verließ sie es und lebte von da ab in der „Villa Leonore“, wo ich sie kennen lernte.

Ihr Mann war, was man „einen schönen Mann“ nennt. Ungewöhnlich groß, fast zu schlank, ein interessanter, dunkler Kopf mit feinen Zügen — manchmal Schatten der Müdigkeit unter den Augen. Seine Mutter war schwach gewesen gegen den einzigen Sohn. Sein Reichtum hatte ein Heer von Freunden angelockt. Er hatte früh in der Welt zu leben begonnen. Als er Leonore kennen lernte, gewann das Dasein, mit dem er schon fertig zu sein glaubte, wieder Wert für ihn. Ich habe nie glücklichere Menschen gesehen als die beiden im Anfang ihrer Ehe.

Die Kinder kamen, jahraus, jahrein, eins nach dem andern, sechs Kinder. Ich war, damals eben mit dem Studium fertig, ihr Nachbar und wurde bei der ersten derartigen Gelegenheit eiligst herbeigerufen. Denn Frau Lore hatte in heroischer Rücksicht

auf ihren Mann, der mit tödlicher Besorgnis der Katastrophe entgegenah, das nahende Ereignis verheimlicht, bis die Tatsache, d. h. der neue Weltbürger für sich selber sprach. Ich kam — ein- wie allemal — zu spät und figurierte mehr als dekoratives Beiwerk, ohne eine andre Befugnis als die, das Neugeborene im Bade plättchern zu sehen.

Nur einmal nicht. Und dies eine Mal ging's denn auch für Mutter und Kind knapp an der Pforte der Ewigkeit vorbei. Das war, als der Helmut sich entschloß, zur Welt zu kommen.

Frau Lore — eben noch in einer Ohnmacht befangen, blaß wie eine Tote — saß bei den ersten energischen Lauten des Kleinen aufrecht in ihren Kissen. Und lauschte. Und faltete die Hände. Aus der Dämmerung des Himmelbettes leuchteten ihre Augen wie von dem innern Feuer eines großen, beseligenden Ahnens. „Mein Junge,“ sagte sie leise, „meiner!“ Und dann schlang sie die Arme um die Schulter ihres Mannes, der sich zu ihr hinabbeugte. „Die andern sind du — der bin ich,“ flüsterte sie.

Und sie hatte recht. Mit dem Mutterinstinkt im ersten Augenblick begriffen, daß der Neugeborene nichts gemein hatte mit seinen Geschwistern.

Die wuchsen heran, schlank, schön, die holdesten und zartesten Geschöpfe, die man nur sehen konnte! Des Vaters große, dunkle Augen, seine harmonischen Züge, die weichen, etwas müden Bewegungen. „Engelhaft,“ sagten die Leute. Und wenn man unter Engeln Wesen versteht, die sanft, hold, verklärt aussehen, niemals etwas Unschönes sagen, thun oder denken und erhaben sind über das, was man im irdischen Leben Individualität nennt — so verdienten sie vollauf diese Bezeichnung.

Ich — leider immer der böse Realist — sah mir oft sorgenvoll die langen, schlanken Halschen an, die flache Brust, die Haut, die nur zart wie ein Floruch über den feinen Körper gespannt schien, unter der man das blaue Flechtwerk der Gefäße schimmern und pochen sah. Wenn sie nur einmal einen kräftigen Willen geäußert, einmal eine wirkliche, derbe, handgreifliche Unart begangen hätten wie andre Kinder von Fleisch und Blut!

Ich warnte: keine Verzärtelung, keine geistige Ueberanstrengung! Aber Frau Lore, wie ich Ihnen schon sagte, vollständig blind, thöricht, kritiklos. Kein rauhes Lüftchen, kein strenges Wort. Treibhauspflanzen aus ihnen gemacht. Am liebsten sie in Watte gewickelt, oder wie die Gluckhenne immer unter ihren Flügeln gehalten. In Todesangst, wenn mal einem ein Finger weh that oder ein Schnupfen sich zeigte.

Einmal, als ich ihr Vorhaltungen machte: „Doktor! Wenn sie mein allein wären! Aber so!“ Und mit einem Ton! Ich konnte ihr's nachfühlen — die Verantwortung — viel zu wagen war da freilich nicht.

Sie hatten sämtlich die hübschen, kleinen Talente ihres Vaters geerbt, der ein Allerweltskünstler war und statt eines wirklichen Berufs deren ein halbes Duzend ernsthaft und eifrig betrieb. Und Frau Lore besaß auch nicht das kleinste Talentchen — in ihren eigenen Augen nämlich. Daß sie musikalisch war und nach dem Gehör spielte und phantasierte, sodaß einem die Thränen in die Augen traten, das rechnete sie natürlich nicht. „Da sollen Sie meinen Mann hören,“ sagte sie, wenn man sich's einfallen ließ, etwas an ihrem Spiel zu finden. Und er hatte kein dankbareres Publikum als



Frühjahrs Toiletten.

Beschreibung S. 147.

Seine Frau, wenn er seine schwierigen Bravourstücke — übrigens ohne jedes tiefere Verständnis — herunterdonnerte.

Nun dieser Jubel, dies Entzücken, daß ihre hübschen Engel, kaum aus dem Größten heraus, wie verlesen waren aufs Krügeln, Tuscheln, Klimpeln! Alle Kinder thun zwar dergleichen. Aber solche Reaktionen hätten Sie ja beileibe nicht über die Lippen bringen dürfen! Um Gotteswillen! Nein, hier zeigte sich die ersten Spuren „vererbter Genialität“. Die mußten beachtet, gepflegt, gefördert werden! Also jedes Blättchen aufgehoben, mir gezeigt, wenn ich kam. Jedes Wischen kolportiert, auf jeden Ton gelauscht: „Hören Sie bloß!“

Ich dachte oft still bei mir: bist du's denn wirklich selbst, du urvernünftiges Frauenzimmer, das sich seine Puppen, seine kleinen Gözen so lächerlich herausputzt? Aber während, während gerade an ihr diese stille Anbetung vor den Wundern, die sie selber geboren. Und wenn ich sie in ihrer mütterlichen Anmut zwischen den schönen Kindern sah, das Kleinste auf dem Schoß, da mußte ich oft denken: ist denn kein Raphael da?

Dagegen der Helmut! Sehen Sie, das war, als wenn zwei Mutterseelen in ihr steckten. Schon ihr Auge, wenn sie sich zu ihm wandte, nahm einen andern Blick an. Ruhig, ernst, streng. Keine Spur von blinder Vergötterung. Hellsichtig für all seine starken Triebe, seine Wildheit, seinen Jähzorn. Ja, oft schien sie ihm unrecht zu thun. Aber bei Lichte besehen, übte sie nur eine an Härte grenzende Gerechtigkeit. Er war ein anderer. Er brauchte eine andre Zucht.

In ihm sah sie sich selber verkörpert. Ihre ungeheime Natur garte in dem Kinde. Ihre eigenen, mit Leidenschaft gehaltenen Fehler bekämpfte sie in ihm. „Ich will ihm das Lehrgeld erparieren, das ich selber bezahlt habe,“ sagte sie.

Ihre kleinen Aristokraten spürten niemals die geringste Lust, sich mit andern Kindern herumzutummeln. Aber das war gerade Helmut's Seligkeit. Im Hause stieß er, wenn er sich seiner Wildheit überließ, an allen Ecken und Enden auf Protest. Aber draußen durfte er sich austoben, seine junge Kraft an andern messen. Mit fünf, sechs nahm er's auf, immer größeren als er selber. Er kam zerkratzt, zerhunden, blutend nach Hause. Aber nie hat ein Mensch eine Klage von ihm gehört. Und wenn seine Wundmale entdeckt und bedauert wurden: „Ach laßt! Dummes Zeug! Nicht der Rede wert!“

Frau Lore ließ ihn denn auch. Er badete im Sommer draußen im Fluß wie seine Mitschüler. Er lief im Winter Schlittschuh auf dem Teich eine halbe Stunde vor der Stadt. Er lernte schon als winziger Knirps auf einem Pferde sitzen und ritt seinen Pony — ohne Sattel — wie ein kleiner Centaur. Im Turnen erhielt er die höchsten Preise für sein tollkühnes Klettern und Springen — kurz, es gab keine Halsbrecherische und gefährliche Kunst, in der er nicht Meister gewesen wäre.

Und wenn sein Vater Bedenken äußerte, sagte Frau Lore völlig ruhig: „Wir kommen nicht um, der und ich. Wir sind aus grobem Holz geschnitten. Ihr aber —“ und in dem Blick, mit dem sie ihn ansah, lag die ganze, unablässig nagende Sorge um das geliebte Leben — „ihr seid von den ganz Feinen, die gehütet werden müssen wie die Reichskleinodien.“

Was es sie indessen kostete, ihr Kind den Zufällen des Lebens zu überlassen, um es hart zu machen, das habe ich selber nicht geahnt bis zu einem Tage, den ich nicht vergeße.

Es war Sommer. Die meisten Leute waren verreist, und ich hatte ein halbes Stündchen frei, das ich bei den lebenswürdigen Freunden im Garten verschwante. Der Hausherr, Konrad hieß er, war oben auf. Die Photographie hing damals an, aus den Kinderstühlen herauszuwachsen. Ihn, der sich schon immer gern mit chemischen und physikalischen Spielereien beschäftigte hatte, interessierte die neue Kunst natürlich aufs Lebhafteste. Er griff sie gleich selber an, mit Leidenschaft wie ein Mensch ohne eigentlichen Beruf seine Liebhabereien ergreift — vielleicht, um sich so gewissermaßen vor sich selber zu rechtfertigen. Und er hatte glücklich nach allerlei Pfußereien ein paar wohlgeungene Aufnahmen der Villa und des Gartens zustande gebracht, die wir nun pflichtschuldigst bewundern mußten. Er wurde nicht müde, sich über die Feinheiten seines Verfahrens zu verbreiten. Hatte natürlich schon Verbesserungen ausgeheckt, die ungeahnte Perspektive — na, und so weiter.

Und im Eifer kriegte er seine roten Backen, die mir schon lange nicht gesehen, und redete sich heißer — was indessen seiner Bergnütigkeit durchaus keinen Abbruch that.

Dagegen Frau Lore — nicht ganz auf der Höhe — kaum merklich zwar — indessen ich kannte sie. Bläß und blässer ward sie und blickte, wenn's unbemerkt geschehen konnte, nach der Uhr in ihrem Armband. Und mit Augen, als wandle ihr Geist, während sie doch völlig von Quecksilberbad, Dunkelkammer, Negativ und Positiv in Anspruch genommen schien, in unbekannten Fernen.

„Was giebt's, Frau Lore?“ fragte ich, als ihr Mann mit seinen Schätzen im Haus verschwunden war.

Da preßte sie meine Hand wie in einen Schraubstock. Und — eiskalt war diese Hand, obgleich wir einen der heißesten Tage des Sommers hatten. „Doktor!“ murmelte sie, „er kommt nicht wieder!“

„Wer? Was?“ fragte ich betroffen. Ich dachte an ihren Mann — aber nein, sie meinte den Helmut, der seit drei Stunden zum Baden und der sonst immer pünktlich zurückgekommen war.

Ich redete so allerlei. Mir selber war der Schreck in die Glieder gefahren, daß sie wie Blei waren. Ich that aber ganz gleichgültig. „Na, was wird's denn sein? Hat warten müssen — bei der Hitze mag kein schlechter Andrang sein — Oder ist noch mit Freunden weiter gebummelt. Herrgott! Jungens —!“

„Er nicht! Helmut nicht!“ sagte sie. „Was er versprochen, das hält er.“ Und dann auf einmal brach es aus ihr hervor — ein heißer Strom von Angst und Klage. „Doktor!“ sagte sie, „Sie wissen, daß mein Glück an einem seidenen Faden hängt. Wissen Sie's auch, was es mich kostet, alles zu wagen an dem Einzigen, bei dem ich's darf?“ Eine Ohrenbeichte: was sie ausstand, wenn sie ihn von sich ließ, den Wilden, Tollkühnen, Unberechenbaren! Wie sie auf den Glockenschlag horchte, wenn er sich nur ein paar Minuten verspätete, welche Schreckensbilder ihre Phantasie ihr malte — im Warten...

Und nie mit einem Wort, einem Wimperzucken etwas davon verraten. Alle Achtung! Wer macht ihr das nach?

Nun, um Sie nicht unnütz auf die Folter zu spannen: Helmut kam wieder, bald genug. Er fand uns in einer ungewöhnlichen Situation. Sein Vater hatte, begeistert von der gemüthlichen Gruppe, sich sofort daran gemacht, uns photographisch zu verewigen. Das Bild ist übrigens famos geworden. Ein

echtes Idyll im vornehmsten Stil. Herrliche Rosen, Palmengruppen ringsum; im Hintergrund das Treibhaus, von Clematis umrankt. Darüber die Baumpartien des Parkes. Frau Lore, in einem weißen Spitzenkleide, anmutig und majestätisch zugleich, neigt sich leicht und heiter zu mir herüber, der ich allerdings ein für die Situation etwas ernstes Gesicht mache. An Frau Lorens Seite liegt die wundervolle Löwengestalt des Bernhardiners, wie die Kraft, die sich zur Schönheit gefeilt — ein treffendes Symbol. Ich habe das Bild noch.

Und just, während wir zu statuenhafter Unbeweglichkeit verdammt waren, kam der Erschnte über den Rasen gesprungen — vom Hause her, sodas ich ihn nicht sah. Frau Lore aber — ein Atemzug wie: Erlösung! Und ich fühlte ein leichtes Vibrieren des Tisches, auf den sie die Arme aufgestützt hielt. Gott sei Dank! dachte ich. Er, kaum daß die Prozedur zu Ende war, stürzte auf sie zu, umarmte sie, als wolle er ihr ein Leid anthun vor Liebe: „Mutter! Teufel auch! Bei dir ist's doch am besten.“

Und sie — keinen Vorwurf, keine Klage. „Du bist lange geblieben,“ sagte sie ruhig.

„Ach was, es geht nicht immer so, wie man möchte!“ rief er. Dies ernste, energische Gesicht schien er ihr Zug für Zug abgestohlen zu haben. Und dann eine sachgemäße Erklärung. Er sprach wie ein Mann: kein Wort zu viel, keins zu wenig. Prächtig: der besonnene, lebensprühende Blick des großen Auges, der kluge und feste Mund. Ich sah von einem zum andern und hielt derweil eine stumme Zwiesprache mit dem Schicksal: den müßt du ihr lassen! Den darfst du ihr nicht nehmen!“

Der Doktor machte eine Pause. Es schien ihm nicht leicht zu werden, fortzufahren. Dann haftig wie einer, der einen Anlauf nimmt, um schnell über einen Berg hinwegzukommen: „Das Mächte will ich mit kurzen Worten melden: es ist das große Martyrium Frau Lorens. In dem Zeitraum von sechs Jahren verlor sie ihren Mann und fünf Kinder. Helmut blieb ihr Einziger!“

Sie nahm es und trug es auf ihren starken Schultern wie eine Heldin. Beim ersten Todesfall hat sie wohl noch in ihrem Innern rebelliert — von außen war nichts zu merken — gegen die harte Faust, die in ihr Glück hineingriff. Nach und nach hat sie's tragen gelernt. Zuletzt wußte sie's nicht anders: eine kurze Blüte, ein rasches Welken. Sie fand sich drein, eins nach dem andern hinzugeben, wie sie sich drein gefunden hatte, einem nach dem andern das Leben zu geben.

Und ich? Glauben Sie mir, ich habe meinem Beruf geflucht. Helfen sollen, helfen wollen und — dasfehen! Nicht helfen können! Hätt' ich mich nicht immer wieder an ihrer Ruhe aufgerichtet! Sie konnte heiter sein und ihren Kindern Mut zusprechen, während sie ihnen den Todesschweiß von der Stirn wischte. Sie hätten ihr nicht das Geringste angemerkt.

Aber dann einmal, in einer vertraulichen Stunde, sagte sie: „Eine Mutter hat so viel Seelen, wie sie Kinder hat, und in jeder ist sie verwundbar.“ Das war das einzige Mal, daß sie ahnen ließ, was in ihr vorging.

Als das Haus leer geworden, wurden die beiden Uebriggebliebenen die richtigen Inseparables. Helmut war jetzt sechzehn Jahre. Nicht lange mehr und er war Herr eines großen Vermögens. Bis dahin wollte sie ihn zum Manne machen. Keine leichte Aufgabe, wie Sie einsehen werden, einer solchen Natur gegenüber. Aber sie war ihr gewachsen. Jetzt kam ihr die Selbstüberwindung, mit der sie ihm scheinbar volle Freiheit gelassen, zu gute. Er argwohnte nicht einmal, daß sie ihn zu lenken suchte. Er schien ganz sein eigener Herr, sein Wille maßgebend bei all seinen Entschlüssen. Aber daß er immer nur wollte, was vernünftig und gut war, was ihm nützte, ihn förderte, das war ihre feine Kunst.

Kein Mensch hatte jemals etwas über ihn vermocht. Sie aber brauchte er unablässig. Und sie war immer da für ihn. Sie war sein Kamerad, sein Mentor, seine geliebte Freundin. Niemals Spielverberberin. Sie stieg hinauf zu ihm in seine Jugend und konnte sich wie ein Kind mit ihm freuen. Aber sie hatte eine Art zu lächeln, wenn ihm einmal eine jugendliche Großsprecherei, eine Eitelkeit, ein hohles Wort entschlipfte, die ihm das Blut ins Gesicht trieb. Vorwürfe und Zurechtweisungen — mit denen sie übrigens niemals seinem empfindlichen Ohrgefühl zu nahe trat — wären ihm lieber gewesen als dies Lächeln. Kein Wunder, daß er „ihr Junge“ wurde ganz und gar. Ihre große, freie Lebensauffassung, ihr Abscheu vor allem, was eng, kleinlich, schmutzig ist. Wohl fähig einer Unbesonnenheit, zu der sein ungeheimes Temperament ihn fortreißen konnte — niemals aber eines schlechten Streiches, einer niedrigen Handlung. Dabei ging ihr ganzes, verständiges Bestreben dahin, ihn selbständig zu machen. Und nie im Leben habe ich einen jungen Menschen gesehen, der so genau wußte, was er wollte.

Ich hatte, seit sie alleinstand, die Ehre, ihr Ratgeber zu sein in allen Staats- und gelehrten Sachen. Nun, ich habe mich ihres Vertrauens würdig zu erweisen gesucht. Das bedarf ja keines Wortes. Aber daß ich vorübergehend — nachdem sie ein paar Jahre ihre Witwenhaft voll ruhiger Würde getragen — mich zu Wünschen und Hoffnungen verflieg — auch zu dieser menschlichen Schwäche will ich mich bekennen.

Ich glaube, diese kleine Absehwiegung meiner Freundschaft ist ihr ebensowenig verborgen geblieben wie mir. Und zart und schonend verjagte sie, ehe meinerseits ein Wort gefallen: die Erinnerung an ihre Heimgegangenen, die Sorge um ihren Sohn fülle so völlig ihr Leben aus, daß sie niemals an eine Veränderung ihrer Lage denken würde. So, da hatte ich's! Ist mir sauer geworden, den harten Bissen herunterzuwürgen. Als ich's aber glücklich fertig gebracht, da — dankte ich dem Himmel, daß aus der Asche der Leidenschaft die Freundschaft wenigstens heil und unverfehrt emporstieg.

Während ich aber mehr als nötig mit mir selber beschäftigt gewesen, hatte ich wenig übrig gehabt für die Dinge der Außenwelt. Wie Schuppen fiel mir's eines Tages von den Augen, als ich Helmut unerwartet auf der Straße sah. Mein Gott, das war kein Knabe mehr. Das war ein frühreifer Mann. Groß — nur zu groß leider Gottes! In der Gestalt ganz an seinen Vater erinnernd, die schmalen Schultern, die feine, weiblich zarte Haut!

Durch und durch fuhr mir's wie ein elektrischer Schlag. Diese Ähnlichkeit! Und seine Jahre! Die verhängnisvollsten Jahre für den Sohn seines Vaters — und — er der letzte! Er hatte mich nicht bemerkt. Langsam und vergnüglich schlenderte er über die Promenade, allen schönen Mädchen feck und mit offenbarem Wohlgefallen ins Gesicht sehend.

Eine Dame ging an ihm vorüber, jung, hübsch, sie hatte brennende, dunkle Augen, mit denen sie kokettierend zu dem schönen, großen Menschen hinüberplänkelte. Und ich sah, wie sein Gesicht sich mit Blut übergoß. Etwas Fremdes schlug ihm aus dem Auge.

Ich — pleine carrière zu Frau Lore. Und ohne mich mit diplomatischen Schlingelwegen aufzuhalten — in medias res. Helmut war ja immer das A und O unsrer Gespräche gewesen. Ich sagte ihr, wie verändert ich ihn gefunden. Sie stimmte freudig zu. „Wie aber,“ warf ich sonderend hin, „wenn jetzt die Liebe kommt?“

Sie lächelte klug, verstand sogleich. „Ich warte auf sie,“ sagte sie zuversichtlich. „Sie wird meine beste Bundesgenossin sein.“

Ich zuckte die Achseln, verwünschte ihren unerklärlichen Glauben — nach dem, was ich eben mit eigenen Augen gesehen! „Es giebt viele Sorten von Liebe,“ meinte ich kurz, „und — er hat heißes Blut.“ („Das heiße Blut seines Vaters“ verschluckte ich aus Schonung.)

Sie sah mich stolz und furchtlos an. „Er ist mein Sohn!“ rief sie. „Er wird das Gemeine auch in der Liebe hassen! Uebrigens — ein Geheimnis,“ fügte sie hinzu, legte den Finger auf den Mund und zog ein dickleibiges Album zu sich heran. Sie schlug es auf — deutete auf das Bild eines jungen Mädchens. „Wie gefällt sie Ihnen?“ fragte sie, sich an meinem Erstaunen weidend. Denn das, was mir da vor die Augen kam, war in der That das Reizendste, was ihnen je im Leben geboten worden.

Wie soll ich's beschreiben? Eine Kнопpe. Noch keine Schönheit, aber desto mehr Anmut, Liebreiz, Unschuld. Diefer weiche, scheue Blick aus den großen, langbewimperten Augen — und dies schüchterne, ahnende Lächeln.

Sie trug ein schwarzes Sammetband um den Hals und eine Rose an der Brust. Und das Köpfchen, aus dem Nichts des hellen Hintergrundes auftauchend, schwebte wie in einem Nebel, in dem die Umrisse der Schultern sanft verschwammen. Alles licht, duftig wie — nun, lassen Sie mir einmal ein Citat hingehen: wie ein Gebild aus Himmelsöh'n.

Ich erfuhr also, daß die Kнопpe Evi heiße und die Tochter einer Jugendfreundin Lorens sei. „Ich kenne sie seit ihrer Geburt wie mein eigen Kind,“ erzählte Frau Lore. „Alles, was Helmut braucht, beißt sie: Sanftmut, Klugheit, Güte. Und — dafür steht mir ihre Mutter: kein Flitter, keine enge Alltagsseele.“

„Was sagt Helmut?“ fragte ich, Feuer und Flamme. „Schon jetzt liebt er das Bild,“ sagte sie triumphierend. „Und wenn das Original kommt — in der nächsten Woche — Gott, wie wird sich das entgegenlobern!“

Was soll ich lange hinterm Berge halten? Evi kam, und die schöne Wirklichkeit übertraf unsre kühnsten Erwartungen. Helmut, der Wilde, Uebermüthige, wurde ein Lamm unter ihren sanften Augen. Als sie uns nach einigen Wochen verließ, fiel er in schwermüthige Träumereien und magerte sichtlich ab. Ihr erster Brief jedoch, ein harmlos unschuldiges Kindergeplauder, voll von dem eben gewonnenen Glück, wie die Traube vom Saft, machte ihn wieder zum himmelstürmenden Sanguiniker. Mit welchem Feuer er sich jetzt auf seine Studien stürzte — und wie er manchmal seine Mutter in die Arme nahm und bis zum Ersticken preßte — wir beiden Anguren haben oft genug lächeln müssen.

„Ich weiß, er meint nicht mich,“ sagte sie einmal leise. „Aber ich bin nicht böse darüber. Jetzt hat er einen mächtigeren Schutzengel, als seine alte Mutter ihm sein könnte.“

So hell und verheißend ließ sich alles an. Selbst die langgehegte Sorge Frau Lorens, ob Helmut den Anstrengungen des Militärdienstes gewachsen sei, erwies sich als unbegründet. Ich hatte im stillen meine Befürchtungen gehabt, ob sie ihn nähmen. Indessen, sie steckten ihn ohne weiteres in den bunten Rock und stolz und strahlend stellte er sich seiner Mutter vor — als Flügelmann. War also das Muster eines schneidigen Soldaten geworden. Und auch körperlich — ein Staatskerl. Straff, sehnig, Nerv und Blut. Die Brust wölbte sich prächtig heraus, Haltung, Gang — kurz, das Bild gejunger Männlichkeit. Noch ein, zwei Jahre — dann war er über den Berg. Dann durfte seine Mutter ohne Sorgen — soweit menschliche Voraussicht reicht — sich seines Bestes freuen.

Man sah, wie sie auflebte und, nicht bloß in meinen Augen, jünger und schöner wurde. Der Briefwechsel mit der kleinen Evi, die, wie neue Bilder bewiesen, auch nicht häßlicher geworden war, spann sich weiter und gebiet zuletzt zu einer beinahe unheimlichen Lebendigkeit.

Helmut war mit dem Lieutenantpatent entlassen worden und bereitete sich auf seine Referendarsprüfung vor. Dann...? Herrgott, was haben wir beiden Alten für Luftschlöffer gebaut! In alle Ewigkeit geschickt schien das Glück der Kinder. —

Es war Mitte Juli. Ich war im Begriff gewesen, bei Frau Lore vorzusprechen. Da passierte etwas, dicht vor ihrem Hause, was mich stutig machte.

Ein junger Mann, der in rasendem Galopp angefahren kam, parierte die schweißbedeckten Pferde vor dem Portal einer gräßlichen Villa, warf dem Groom die Zigel zu — und mit einem Riesensprung herab in den Garten. Er bemerkte mich so wenig, als wär' ich der Thürpfosten, obgleich er heftig an mich anprallte. Jetzt erkannte ich ihn trotz des Civilrocks. Er war der Sohn jenes vornehmen Hauses, Offizier und jung verheiratet.

Von der Veranda kamen ihm die alten Leute entgegen, mit den Zeichen des Schreckens über seinen Aufzug. Dann lebhaftes Sprechen, Fragen, Bestürzung, Unglauben — bis auf einmal das Wort „Krieg!“ schrill und gellend an mein Ohr schlug. Die alte Dame hatte es ausgestoßen im ersten fassungslosen Entsetzen. Dann, schwer wie ein Klotz, sank sie ihrem Manne in die Arme.

Da kam ich ihnen wie gerufen. Während ich das Notwendige that, erfuhr ich so tropfenweise, was ja längst der Geschichte angehört: die Emser Vorgänge, die Kriegserklärung Frankreichs — die Mobilmachung des Heeres.

Hier machte der alte Herr wieder eine Pause — eine lange Pause, die keiner auch nur mit einem lauten Atemzuge zu unterbrechen gewagt hätte. Eine drückende Stille trat ein. Es lag auf uns allen wie die furchtbare Schwüle vor einem Gewitter. Bis der Doktor, sich seines Erzähleramtes wieder bewußt werdend, mit einem tiefen Seufzer sich Luft machte und leise fortfuhr: „Glauben Sie mir, ich habe manche schwere Pflicht zu erfüllen gehabt im Leben. Aber saurer ist mir nichts

geworden, als — mit der Last auf der Seele — der kurze Weg ins Nachbarhaus.

Bei jedem Schritt war's, als hielte mich der Boden fest wie zäher Lehm. 'Du kannst nicht! Du mußt!' Und dann wieder die entsetzliche Angst, daß ein anderer mir zuvorkommen, ihr ohne Schonung die Mär ins Gesicht schleudern könne. Und endlich — als wär' eine Stunde verlossen, erschien es mir, so viel war mir derweil durch den Kopf gestürmt — frieg ich die Treppen empor in den Oberstod zu Frau Lorens Arbeitszimmer.

Sie saß in der Nähe der offenen Flügelthür, die auf den blumengeschmückten Balkon führte. Das goldige Halblicht der Marquise, die die Sonne abblendete, lag warm über ihrem Gesicht, dem hellen Kleid, das um den schneeweißen Hals mit Spitzen aufgepußt war. Daß ich mir diese Einzelheit gemerkt habe in einem solchen Moment, mag Ihnen seltsam erscheinen. Inbesseren — es hatte einen Grund. Sie hätten mich totschlagen können — ich konnte ihr nicht ins Gesicht sehen. So oft ich's versuchte, meine Augen kamen nicht weiter als bis zu jener Stelle.

Sie hatte gelesen und freckte mir, ohne aufzustehen — dergleichen Förmlichkeiten hatten wir abgeschafft — mit heiterem Lächeln die Hand entgegen. 'Welch ein Tag!' rief sie. 'Doktor, das Leben ist doch schön!'

Anders als mir in dem Moment kann einem Mörder nicht zu Mute sein, der sich an sein ahnungsloses Opfer heran-schleicht. Und sie kannte mich. Sie sah mich nur an, mein Gesicht, das wohl nicht viel Farbe hatte — und in dem Augenblick wußte sie, daß ihr etwas Schweres bevorstand.

Sogleich aber hatte sie auch alles, was sie an innerer Kraft besaß, aufgeboten. Es war ein 'Zusammennehmen' selbst äußerlich an ihr zu bemerken: ihre bequeme Haltung straffte sich, die Finger umschlossen das Buch auf ihrem Schoß fest wie eine Waffe. Jeder Nerv schien zu sagen: 'Schlag zu! Ich bin auf alles gefaßt.' Ja, sie brachte sogar noch so etwas wie ein Lächeln zustande, das mir aber am allerwehesten that. 'Doktor, Sie bringen eine Hiobspost.'

Nun, sie erfuhr denn auch die ganze Wahrheit mit einemmale. Denn sobald ich nur das erste Wort gesagt — gesagt? — mühsam herausgepreßt aus meiner zusammen-geschürten Kehle — von politischen Verwickelungen — wußte sie Bescheid.

Sie schloß die Augen und saß ganz still und steinern. Ihre Lippen waren weißer als die Spitzen an ihrem Halse. Wie es in ihr ausgehoben haben mag — Gott weiß es — doch nicht ein Seufzer gab davon Kunde.

Ich sprach und sprach. Ich glaube, sie hörte nichts. Endlich sagte sie ein Wort, so leise wie ein Hauch: 'Krieg —!'

Das war, als wenn sich vor ihren Augen das ganze Grauen eines Schlachtfeldes aufthäte! Als sähe sie die zer-stampften, blutgetränkten Felder; die Häuser brennen — Mensch und Mensch sich in wütendem Vernichtungskampf zerfleischen. Sie hörte das Wimmern und die Flüche der Ver-wundeten, die im Sonnenbrand nach Wasser lechzen — das Stöhnen der Sterbenden. Und dazu der Blick des Weibes, das sein Einziges, sein sorgsam Behütetes weggeben sollte — der Blick voll Grausen und Starrheit — so ins Weite hinaus.

Mir lief's eiskalt über den Rücken. Seitdem gehöre ich zu der viel verlachten und verspotteten Sekte der Friedens-freunde.

Wir haben über das so plötzlich Hereingebrochene dann noch lange geredet. Bei einem Erdbeben muß den Leuten so zu Mute sein. Alles wankt, klast, reißt auseinander — nichts Festes, Sichereres mehr, kein Halt — man denkt nur an den Augenblick, nicht über die nächste Stunde hinaus — die vielleicht das Schlimmste bringt.

Wunderbar ruhig und gefaßt erwog Frau Lore alle Mög-lichkeiten. Auch die, daß Helmut nicht heimkehren würde.

Da stürmte er selber herein, wie ein Wirbelwind war die Nachricht durch die Stadt gebraut — flammend vor Thaten-lust und Vaterlandsliebe, in jugendlicher Ungebild, den frechen Herausforderern die bekannten 'deutschen Diebe' applizieren zu helfen. Und seine Mutter? Flamme mit ihm, entbrannte mit ihm in heller Begeisterung und — aus Stolz, dem Vater-lande einen solchen Sohn geschenkt zu haben.

'Aber du, Mutter? Aber du?' fragte Helmut plötzlich, aus dem Rausch erwachend. Und auf einmal kam es über ihn mit aller Macht, was die Trennung ihnen, den beiden Un-zerrennlichen, bedeuten würde. Er wurde blaß. Dieser Schmerz malte sich auf seinem jungen, männlichen Gesicht. 'Mutter, wie wirft du's tragen?'

Sie lächelte ruhig. 'Wie die andern alle,' sagte sie schlicht. 'Ich hätte ihr die Füße küssen mögen.'

'Die andern?' brauste er auf. 'Zum Teufel! Frage doch herum, wo's noch mal ein paar Menschen giebt wie uns beide!' Und dann, nachdem er eine Weile finster vor sich hingeblickt, mit der geballten Faust seine Stirn schlagend: 'Mutter! Ihr habt's ja tausendmal schwerer als wir!'

Sie nickte langsam. 'Das ist unser Schicksal. Wir warten und dulden. Ihr handelt. Willst du die Welt umkehren — meinestwegen?'

Sie mußte lange reden. In seine erste brauende Freude war ein Wermutstropfen gefallen. Doch blieb ihnen nicht mehr viel Zeit, dergleichen subtile Fragen zu erörtern. Sie wissen ja, wie's ging, Hals über Kopf, Zug um Zug. Hel-muts Regiment war eins der ersten, das die Marschordre bekam.

Der Abschied zwischen Mutter und Sohn war kurz. Frau Lore ernst, kraftvoll, gefaßt; Helmut, mit Gewalt an seinen Thränen würgend, suchte es wenigstens zu scheinen. Es war ihre erste Trennung — das dürfen Sie nicht vergessen.

Eins lag ihm noch auf dem Herzen. 'Mutter, und wenn ich falle —'

'So hast du doch gelebt, mein Sohn,' sagte sie fest. 'Dann grüße mir —' Und er flüsterte einen Namen in ihr Ohr. Ich brauchte nicht zu horchen. Ich wußte, wen er meinte. Sie versprach's, und er riß sich los.

Später standen wir beide auf dem Balkon, als er mit seinem Zuge vorbeimarschierte zum Bahnhof. Ein langer Blick — ein Wehen mit dem Tuch — ein Herausgrüßen mit dem Degen — die lustige Musik verhallte mehr und mehr — in einer Staub-wolke verlor sich das bunte, bewegliche Bild.

Da ließ ich sie allein. Ihr Schmerz war mir zu heilig, um durch einen Zeugen entweicht zu werden.

Wie wir gelebt haben, wir Zurückgebliebenen? Wer eine solche Zeit nicht durchgemacht hat, dem kann auch die beredteste Schilderung keine Vorstellung geben. Nur mechanisch, nur aus Pflichtgefühl that man das Unaußschiebbare. Nahm's den Leuten förmlich übel, daß sie krank wurden, starben, ihre kleinen Privatgeschickale weiterspinnen, unser Interesse, unsere Seele in Anspruch nahmen. Denn das war ja alles draußen bei denen, die für uns bluteten. Wie man's ausgehalten hat — man be-greift's hinterher selber nicht.

Helmut's Regiment war oft im Feuer. Es verrichtete Heldenthaten an Mut und Todesverachtung. Und — daß ich Sie nicht unnütz auf die Folter spanne — er blieb unverfehrt. Fast durch ein Wunder unverfehrt in einer Reihe mörderischer Schlachten.

Und seine Mutter? Ueber alles Lob erhaben — wie ich es nicht anders erwartet hatte. Die großen Tugenden der Selbstverleugnung, der Opferwilligkeit, der Hingabe an das Ganze lagen damals in der Luft. Sie rissen die engste Frauenseele heraus aus dem dumpfen Egoismus, der kleinen Sorge, dem leichtsinnigen Hintändeln. Und nun eine Natur wie Frau Lore!

Wie ich erschrak, als ich sie eines Tages in Thränen fand — das können Sie sich nach dem Gesagten ohne Mühe vorstellen. Dachte nicht anders als: das Schlimmste ist geschehen.

Doch sie, wie sie meine Bestürzung sah: 'Es ist Glück! Es ist Freude!' rief sie mir lachend zu, 'Lesen Sie!' Und reichte mir einen Feldpostbrief — und blickte mir, während ich



Reinhold Begas, der Schöpfer des Nationaldenkmals in Berlin.

las, ins Gesicht, als könne sie's nicht erwarten, wie ich nun in Jubel ausbrechen würde. Was war's? Der Junge hatte das eiserne Kreuz!

Nun war seine Mutter, im Gegensatz zu der ruhigen Fassung, mit der sie Leid und Sorge getragen, völlig aus dem Häuschen. Sie ging in freudiger Erregung hin und her im Zimmer, sie jauchzte und jubelte: 'Gott sei Dank!' Ihre majestätische Ge-stalt schien gewachsen, so stolz hatte sie sich emporgereckt. Ihr Auge glühte wie das einer Seherin.

Mir wurde fast angst, und — zum erstenmale begriff ich sie nicht ganz. Sie, die äußere Ehren verachtete, das Drängen danach mitleidig belächelte! Sie schien zu vergessen, daß ihr Sohn noch immer von Gefahr umgeben war; schien sich rüd-haltlos einem Freudentaumel zu überlassen, aus dem das Er-wachen desto furchtbarer sein würde.

Und ich, immer der Bedächtige, Nüchterne, sagte etwas derart. Da sah sie mich an. Groß — erstaunt. 'Nein, er ist nicht außer Gefahr,' sagte sie langsam, fast feierlich. 'Aber verstehen Sie doch, Doktor! Wenn er mir jetzt genommen würde, so weiß ich doch, warum er gelebt hat.'

'Aberdings,' gab ich zu, 'denn er hätte sein Leben für eine heilige Sache in die Schanze geschlagen.'

Sie nickte. 'Und wissen Sie, was das für mich bedeutet?' fuhr sie fort. 'Fünf Kinder habe ich geboren und sterben sehen, ohne daß ihr Dasein der Menschheit mehr genützt hätte als das Dasein einer schönen Blume, eines bunten Schmetterlings. Jetzt erst, Doktor, darf auch ich sagen: ich habe nicht umsonst gelebt.'

Nun zum Schluß! Helmut lag vor Paris, mißmutig, daß die Uebergabe der Stadt sich so lange hinausgezögerte. Und in dieser unfreiwilligen Müße, nur unterbrochen durch gelegentliche Ausfälle und kleinere Gefechte, hatte die Sehnsucht nach seiner Mutter ihn ergriffen, wie ihn jedes Gefühl ergriß: als ein zehrendes Feuer. In seinen Briefen malte er die Freude des Wiedersehens mit ge-radegu dichterischem Schwunge.

Und auch Frau Lore begann die Unruhe zu erfassen. Jetzt, da alles so ungeahnt groß und herrlich sich gestaltet hatte — Jagen und Wachen von Hoffnung und Zuversicht verdrängt war — jetzt schien's nicht mehr Sünde an der großen Sache, den Lieben herbeizuwünschen — endlich für sich selber haben zu wollen, was so lange dem Vaterland gehört hatte.

Die Zeit vom Friedensschluß bis zur Heimkehr des Regi-ments — ja, wollen Sie's glauben? Die ist uns die längste geworden.

Aber er kam doch einmal, der Tag, an dessen Erscheinen wir in unsrer Ungebild schon fast verzweifelt. Er kam, strahlend, golden, ein echter Jubel- und Feiertag. Unser Städt-chen hatte sich fast auf den Kopf gestellt. Die Dekoratore

konnten sich zerreißen, denn jeder wollte sein Haus in schmuckem Gewande präsentieren. Dazu die Kränze und Laubgewinde, die Fahnen und Fähnchen — bis in die letzte, armseligste Gasse hinein!

Und wieder standen wir auf dem Balkon. 'Heute und vor fast einem Jahre — das sind so Gegenätze!' dachten wir beide. Sagten aber nichts. Für manches Gefühl ist das Wort eine Entweihung.

Und nun hörten wir Musik, näher und näher kommend — dumpfen Jubel, heranbrausend wie Meereswogen — lauter und lauter werdend — sich fortpflanzend — wie eine tausend-stimmige Dankeshymne emporsteigend.

Die ersten blinkenden Helmspigen, die bunten Röcke tauchten unter der Ehrenpforte am Ende der Straße auf. Aus allen Fenstern sausten Blumen, Kränze, Sträuße. Kinder, Frauen und Mädchen, zitternde Greise drängten sich heran. Erkennungs-scenen — Wiedersehensstaumel — Umarmungen — Willkommen-grüße.

Des Doktors Stimme war rauh geworden. Jetzt stockte er, schwieg, strich sich wie unversehens mit dem Handrücken über die Augen. Aber da er einsah, daß er uns nicht um den Schluß seiner Geschichte bringen dürfe, fuhr er hastig, abgerissen, trocken fort: 'Endlich kommt Helmut. Mit Staub bedeckt — braun wie ein Zigeuner, einen Kranz schräg über dem Helm, ein paar andre über Arm und Schultern. Seine Augen suchen sein Haus, seine Mutter. Er ist härtig geworden — kaum zu erkennen. Wie sein Vater, denke ich.'

Er lacht, als er seine Mutter sieht. Er ruft — ruft — 'Mutter!' So aus allen Tiefen der Brust: 'Mutter!'

Und Frau Lore breitet die Arme aus, als wolle sie hinabpringen — ihn an ihr Herz reißen —

Er — das sehen — das Gedränge mit seinen kräftigen Armen zerteilen — in den Garten stürzen — die Augen immer empor zu ihr, 'Mutter!' rufen, als wär' er ein klei-nes Kind, das sich verirrt hatte und endlich nach Hause findet.

Da — hält er plötzlich mitten im Lauf inne — taumelt — auf einen Baum zu — klammert sich an den — wankt wie ein Betrunkener — aschfaß das blühende Gesicht — aus seinen härtigen Lippen stürzt ein Blutstrom. —

Wiel ist nicht mehr zu sagen. Sie mögen denken: ein gesuchter Schlusseffekt. Aber wenn nicht alles auf lauterer Wahrheit beruhte, hätte es dann gelohnt, diese schlichte Ge-schichte zu erzählen? Sie werden sich zweifelnd fragen: was die Strapazen und Erregungen eines furchtbaren Krieges nicht vermocht, das soll die Freude des Wiedersehens zu Wege bringen? Als Mediziner könnte ich ja des breiteren auseinander-setzen, was für Momente von langer Hand zusammengewirkt hatten, um die Katastrophe just im Augenblick höchster seelischer Spannung herbeizuführen.

Aber warum? Erklärt der Vorgang sich doch auf die einfachste Weise. Sie haben gewiß alle schon davon gehört, daß die Freude töten könne. Nun, hier hat sie's in ge-wissem Sinne auch gethan. An der schlichten Tragik dieser Thatsache läßt sich nichts ändern.

Zwar lebte Helmut noch einige Monate. Ja, nach dem ersten tödlichen Schrecken hofften wir, daß seine Jugendkraft siegen würde. Was alles geschah, um das kostbare Leben zu erhalten, das werden Sie sich denken. Alles umsonst.

Ich erinnere mich noch einer kleinen Episode aus der Zeit. Ich war ein passionierter Rosenzüchter. Das Schönste, was in meinem Garten aufblühte, brachte ich Helmut.

Eines Morgens auch. Eine 'Rejuv' — das Herrlichste, was man sich denken kann — hatte sich über Nacht entfaltet. Noch halb geschlossen waren, die Herzblätter und auf dem dunkelfeuerigen Sammet perlte der Tau.

Ich schnitt sie ab. Wie ich Ihnen schon sagte: nicht fünfzig Schritte hatte ich zu gehen. In zwei Minuten war ich da.

Beide saßen im Garten, im tiefen Schatten einer Ra-staniengruppe. Helmut bequem gebettet, seine Mutter neben ihm, ein Buch in der Hand, aus dem sie ihm vorlas. Ich höre ihre klare, ruhige Stimme noch.

Ich gab ihm die Blüte, die er mit einem Schatten seiner früheren Lebhaftigkeit bewunderte. In seine Augen war über Nacht etwas Neues getreten, das ich — nur zu gut kannte.

Ich mußte mich zu ihnen setzen, plaudern, heiter sein. Mußte das Nest der Grasmücke bewundern, die dicht neben dem Platz im Gebüsch gebaut hatte und sorglos ein- und ausflog. Und so Sachen —

Aber meine Patienten warteten. Nach fünf Minuten stand ich also auf und gab Helmut die Hand, der die Rose noch immer hielt.

Die Rose? Nicht mehr zu kennen — schwarz, weiß, ver-dorrt. Als er die Hand hob, fielen alle ihre Blätter zu Boden.

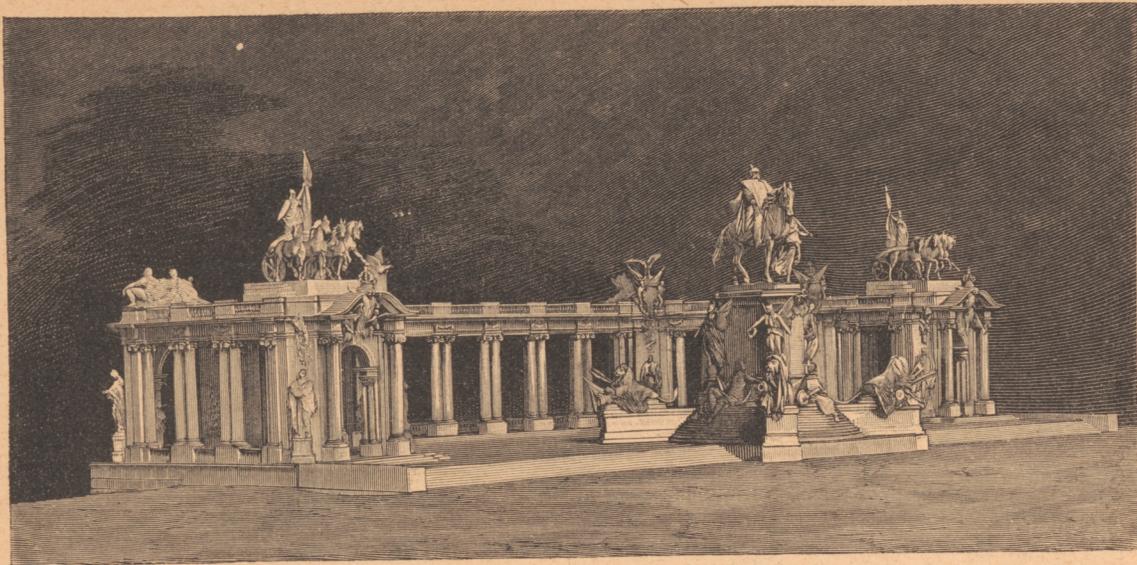
Mein Blick traf Frau Lorens Augen, in denen, als sie dies sah, eine stille Verzweiflung glühte. Aber kaum so lange, bis ich mir dessen bewußt geworden war. Dann lächelte sie. 'Doktor,' sagte sie heiter, ihrem Sohn zärtlich über den lockigen Kopf streichelnd, 'wir müssen bald an unsre Reise denken. Mein Junge wird mir schon ungeduldig.'

Und Helmut sprach von Mentone, Aegypten, Madeira. . . Am nächsten Tage hatte er seine große Reise angetreten — allein.

Seine Mutter hat ihn lange überlebt — gelebt mir zum Heil, mir zum Trost. Sie erstarrte nicht zum thränenden Fels-bild wie die Tantalustochter, die gleich ihr alle Kinder verlor. Nein. Nachdem sie's verwunden — leicht nicht, das glauben Sie mir, aber endlich doch — da war sie ganz die Alte. Nicht etwa grollte sie nun mit dem Himmel und murzte: warum denn mir das? Ruhig sagte sie nur: 'Es hat mich getroffen. Ich muß es tragen.'

Und je silberner ihr blondes Haar sich färbte, um so heiterer und abgeklärter wurde der Ausdruck ihres Gesichts. Tief unter ihr lag die Hefe des Lebens. Ihrer Toten vergaß sie nicht. Aber sie nahm teil mit warmem, ewig jungem Herzen an allem Großen, was ihre Zeit bewegte. Und wenn's mir einmal zu bunt werden wollte, wenn mein Tagewerk mir erschien wie das thörichte Beginnen eines Kindes, das mit seinen kleinen Händen das Meer ausschöpfen will, so sah ich sie nur an. 'Was willst denn du?' dachte ich dann. 'Wenn sie zufrieden ist mit der Weltordnung — nun, so darfst du's auch sein.'

Diesen Ring, den Helmut bis zu seinem Tode getragen, gab sie mir vor fünf Jahren, als sie 'zu ihrem Jungen' ging. — E n d e . —



Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm in Berlin (Gesamtansicht).

Das Nationaldenkmal und sein Schöpfer.

Nachdruck verboten.

Am 22. März d. J., dem hundertsten Geburtstage des verewigten Kaisers Wilhelm I., wird zur Seite des alten Hohenzollernschlosses an der Spree, auf dem Terrain der ehemaligen „Schloßfreiheit“, das jüngste große, monumentale Kunstwerk von Begas feierlich enthüllt, das zugleich ein Denkmal jener glorreichen Zeit bildet, in welcher Berlin zur Hauptstadt des wiedererstandenen Deutschen Reiches erhoben wurde. Reinhold Begas, der erste deutsche Bildhauer, der die Forderung strenger Naturwahrheit anerkannt und sich zu eigen gemacht, hat wie in allen seinen Werken so auch hier in seiner Meisterschöpfung mit konsequenter Energie sein Prinzip durchgeführt, in der farbig-lebendigen Erscheinung des plastischen Kunstwerkes erfolgreich mit der Malerei zu wetteifern. Die Skulpturen an dem prächtigen Nationaldenkmal hat der Künstler unter Assistenz einiger jüngerer Bildhauer — Karl Bernerwitz, Hermann Hidding, Aug. Kraus u. a. — gemeißelt, während die Architektur des gewaltigen Monumentes von Palmhuber, dem schon vom Reichstagsbau rühmlichst bekannten deutschen Architekten, geschaffen worden ist.

Reinhold Begas, am 15. Juli 1831 als Sohn des Historien- und Porträtmalers Karl Begas in Berlin geboren, wurde unter Ludwig Wichmanns Leitung ausgebildet. Später arbeitete er kurze Zeit in der Werkstatt des Meisters Christian Daniel Rauch. Anfangs der fünfziger Jahre trat er mit der Marmorgruppe „Sagar und Ismael“ zum erstenmal an die Öffentlichkeit. Eine zweite Gruppe, „Amor und Psyche“, ermöglichte ihm die sehnlichst gewünschte Reise nach Rom. Hier gewann der junge Künstler aus dem Verkehr mit den genialen Malern Franz Lenbach, Arnold Böcklin und Anselm Feuerbach, aus der ersten und eifrigen Beschäftigung mit den Werken Michel Angelos, nicht minder aus dem Studium der menschlichen Gestalt an einer von Natur graziosen und anmutigen Menschenrasse eine Fülle von Anregungen, technischen Fertigkeiten und naturalistischen Kunstanschauungen, die in seiner noch in Rom modellierten Gruppe „Pan, die verlassene Psyche tröstend“ mit vollendeter Meisterschaft zum Ausdruck kamen. Von Rom kehrte der Künstler erst 1866 dauernd nach Berlin zurück. In der Konkurrenz um das Berliner Schillerdenkmal hatte Begas inzwischen den ersten Preis davongetragen. Das im Jahre 1861 enthüllte Denkmal wich in der Charakteristik des Dichters und der vier Sockelfiguren (lyrische Poesie, Drama, Philosophie und Geschichte) von der bisher üblichen idealisierenden Form so erheblich ab, daß die damaligen Berliner einen ziemlich heftigen Entrüstungssturm erhoben; mit dem zunehmenden Wirklichkeitsinn des Publikums griff indes bald eine ruhigere und gerechtere Beurteilung Platz. Hervorragende Kunstwerke von Begas sind ferner die Marmorgruppe, „Merkur, die Psyche entführend“ (in der Berliner Nationalgalerie); die prächtige Bronzegruppe „Raub der Sabinerin“; der genial entworfene „Schloßbrunnen“, das dekorative Prachtstück des Berliner Schloßplatzes, und das Grabdenkmal des Kaisers Friedrich in der Friedenskirche zu Potsdam, ein aus tiefster Volksempfindung geschöpftes, herrliches Kunstwerk.

Begas steht seit 1876 an der Spitze des an der Berliner Akademie errichteten Meisterateliers für junge Bildhauer, auf deren Mehrzahl er einen entscheidenden Einfluß geübt hat.

K. v. M.

Zum 22. März 1897.

Nachdruck verboten.

Uns ist in alten Mären wohl Wunders viel gesagt
 Von Helden, reich an Ehren, die großes Werk gewagt.
 So laßt mich heute denn melden ein wundersames Lied
 Von unserm greifen Helden, den Deutschland Gott beschied.

Getreten und geknechtet, lagst du am Boden da,
 Verspottet und verächtet, Jungfrau Germania.
 Da schlug dir froh die Stunde, daß frei du immerdar,
 Da löste dich im Bunde die Freiheitskämpferschar.

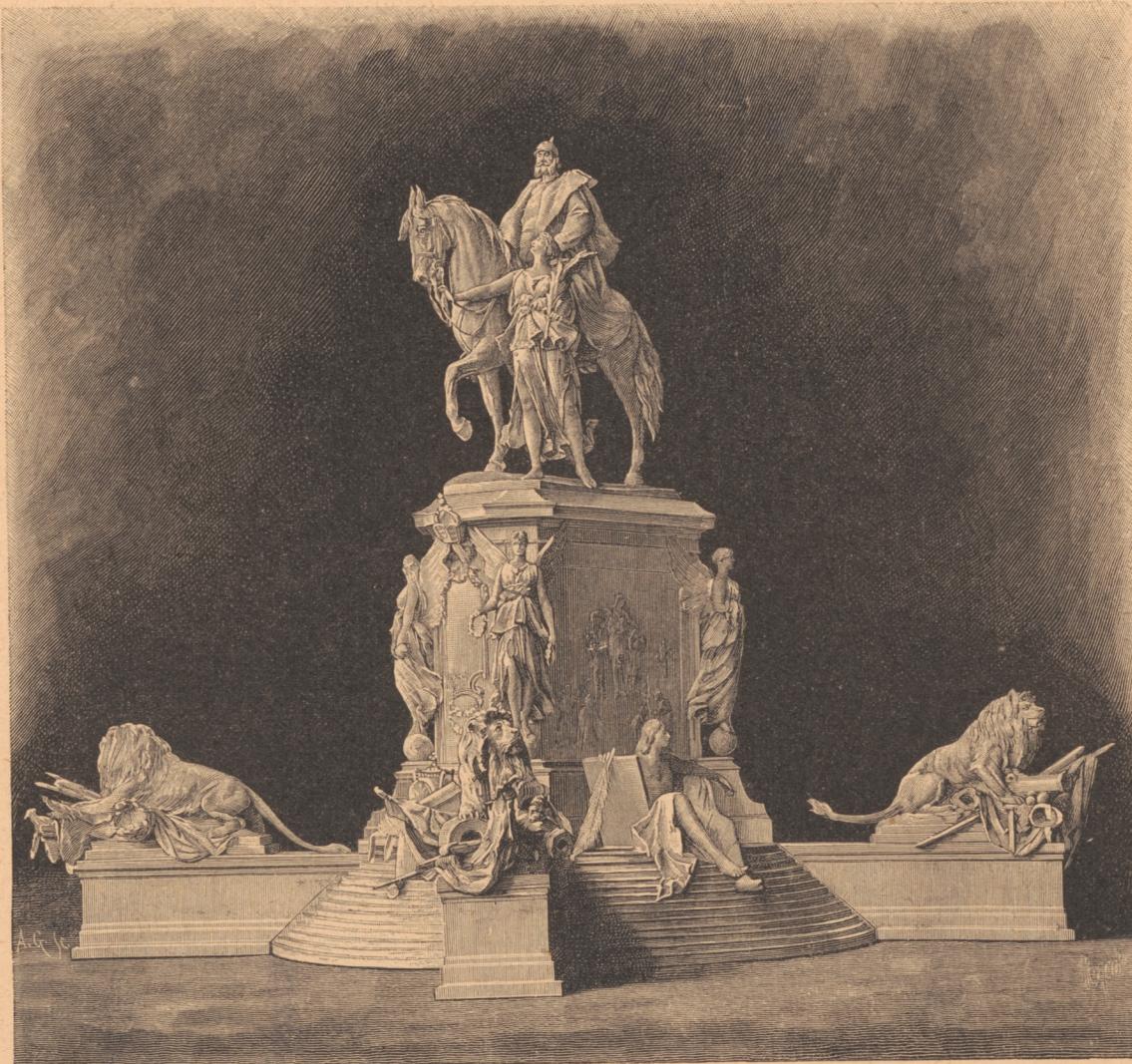
Doch wie im Witwenschleier, den Blick schon abgelenkt,
 Hast du, fern jeder Feier, den Schritt durchs Land gelenkt.
 Da — anno siebzig war es — hubst du dich stolz empor,
 Dein Aug', dein sonnenklares, litt nicht mehr düstern Flor.

Wir sah'n die Fahnen flattern am Rhein und über den Rhein,
 Wir hörten die Flinten knattern — Gott wollte mit uns sein!

Er hatte die Feinde gebunden und reichte selber dir,
 Aus Tren' und Liebe gewunden, die kaiserliche Zier!

Verrauscht sind hundert Jahre, seit dich der Himmel uns gab,
 Wir senkten an deiner Bahre all unsern Schmerz hinab:
 Doch wird im Herzen uns leben dein Bild auf immerdar,
 Voran dein Name schweben dem deutschen Kaiserar!

Richard Zoosmann.



Hauptgruppe des Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin.

Die Gedächtniskunst.

Von D. Haef.

Nachdruck verboten.

„Lehre mich lieber die Kunst des Vergessens,“ gab Themistokles dem Dichter Simonides von Keios zur Antwort, als dieser ihm seinen Unterricht in der Gedächtniskunst, der Mnemotechnik, anbot. Dieser geistvollen Bemerkung mochte Grillparzer gedacht haben, als er in ein Stammbuch die Verse schrieb:

Erinnerungsbuch? Sehr nutzlos wie mir deucht,
 Bedenkt man recht, für wen das Buch und wessen?
 Denn sich erinnern ist nur gar zu leicht —
 Schaff' mir ein Buch erst, ach, um zu vergessen

In der That ist vergessen können unter Umständen eine schwere Kunst, die — so paradox es auch klingen mag — ein sehr gutes Gedächtnis erfordert. Uebrigens giebt es auch eine geregelte Kunst zu vergessen, Mnemonefistik genannt, und wenn diese minder bekannt ist, als ihre feindliche Schwester, so ist es, weil sie im allgemeinen bei den Menschen nur selten von nöten ist. Ueberdies treten für sie häufig zwei Gewaltige ein, die mit weitausgreifenden Händen die Erinnerung verwischen: die Zeit und — die menschliche Unbanbarkeit.

Von besondern Fällen abgesehen, ist ein gutes Gedächtnis eine ebenso köstliche wie seltene Gabe. Die Geschichte weiß uns zu berichten, daß Mithridates zweiundzwanzig Sprachen kannte, daß Cyrus jeden seiner Krieger mit Namen anzurufen wußte, daß Theodectes eine beliebige Anzahl von Versen, die ihm einmal vorgesprochen wurden, fehlerfrei wiederholen konnte. Ähnliche Zeichen eines vortrefflichen Gedächtnisses finden wir auch hier und da in unsern Tagen, und es ist eine übliche schmeichelnde Huldigung, den Großen oder Mächtigen diesen Vorzug selbst dann noch zuzusprechen, wenn er thatächlich nicht vorhanden ist. Inbes hat die Mnemotechnik mehr die Absicht, das Gedächtnis zu unterstützen, als zu erweitern, obgleich auch letzteres durch Uebung ebenso möglich ist, wie die Kräftigung des Körpers durch leibliche Uebung. Die Mnemotechnik ist alt. In einer einfachen Form dürfte sie schon frühzeitig geübt sein, und selbst als geregelte Gedächtniskunst finden wir sie bereits ein halbes Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung bei den Griechen. Der erwähnte Simonides gilt als ihr Erfinder, und über die Art und Weise, wie er es geworden, weiß Cicero folgendes zu berichten. Ein reicher Thessalonier, Namens Stopas, gab einst ein Festmahl, zu dem auch unser Dichter eingeladen war. Während des freien Schmausens entfernte er sich zufällig für kurze Zeit, und indessen stürzte die Decke des Speisesaales ein und zerstückelte die Anwesenden bis zur Unkenntlichkeit. Simonides aber, der sich gemerkt hatte, auf welchem Plage jeder saß, konnte dadurch jeden einzelnen Leichnam namhaft machen. Dies brachte ihn auf den Gedanken, daß das Gedächtnis kräftig unterstützt werde, wenn man sich bestimmte Plätze merke und auf diese Plätze in Gedanken das hinstelle, was man im Gedächtnis behalten will. Die Anschauung ist es also, welche dieser Bedeutung gemäß die Grundlage der Mnemotechnik bildet, und dasselbe kommt gewissermaßen auch bei dem einfachsten und verbreitetsten aller mnemotechnischen Hilfsmittel, dem Knoten im Taschentuch, zur Geltung. Mehr noch tritt dies bei unsern Buchstaben in Erscheinung, aus deren Schärfe die Forderung eine ähnliche Bilderchrift herausfand, wie sie Ägypten aufzuweisen hat. Auch die Illustrationen in Büchern und Zeitschriften und ganz besonders die Bilderfibel bezeugen es. Die Einwirkungen durch den Gesichtssinn sind eben stärker und kräftiger als die des Gehörs.

Auch Aristoteles und noch andre Griechen sollen sich mit der Gedächtniskunst beschäftigt haben, worüber wir aber kaum mehr als flüchtige Andeutungen besitzen. Erst bei den Römern finden wir ausführlichere Mitteilungen, von denen namentlich die des unbekanntem Verfassers der rhetorischen Bücher an Herennius, die des Aemilianus der Feuilletonisten, Ciceros, und schließlich auch die minder wertvollen Bemerkungen Quintilians die Urquellen aller bisherigen Systeme bilden, so unterschiedlich manche von diesen auch erscheinen wollen. In wenigen Worten geschildert ist die Grundlage der Mnemotechnik, daß irgend ein äußerlich vorhandener oder imaginärer Platz oder Bau oder Saal in sogenannte Gedächtnisfelder eingeteilt wird — in Gedanken natürlich — und diese wieder werden mit Bildern belegt, die sich in irgend einer Weise mit dem in Erinnerung zu Behaltenden verbinden lassen. Quintilian ist allerdings kein Freund dieser Sache; er hält Auswendiglernen für das beste Mittel und verweist auch auf die bekannte und heute noch geübte Methode, wonach sich Verse besser in Erinnerung behalten lassen als Prosa; er läßt dabei ganz außer acht, daß das mehr mechanische Mittel des Auswendiglernens höchstens nur dort wirken kann, wo es sich um gewisse Schriftstellen handelt.

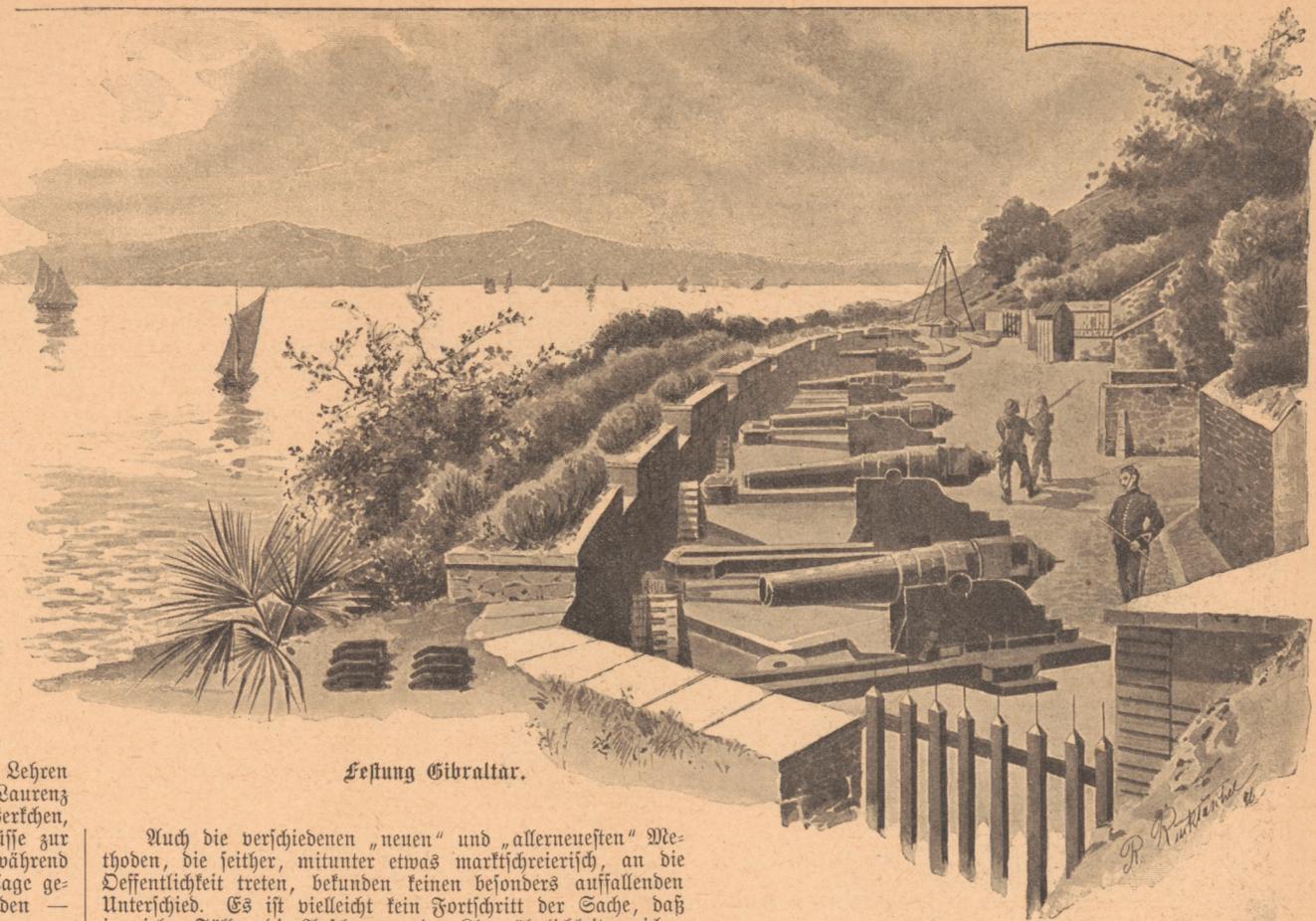
In der kulturfeindlichen Zeit, die nach Roms Fall ihre dunklen Schatten auf Europa warf, war von der Mnemotechnik nichts zu hören. Erst später tauchte sie allmählich auf, wobei

es zuweilen nicht fehlte, daß ihre Erfolge als Blendwerk und Teufelskunst verschrien wurden. Der gelehrte Mönch Roger Bacon war einer der ersten, die sich damit beschäftigten. Bald folgten andre, darunter Namen von gutem Klang, eine Reihenfolge, die im fünfzehnten Jahrhundert mit Peter von Ravenna und dem gekrönten Dichter Konrad Celtis abschloß. Ersterer hielt in Köln öffentliche Vorlesungen über diesen Gegenstand, wurde jedoch von den Dominikanern als Hölle- bündler verjagt. Ähnlich erging es einige Jahrzehnte später Lambert Schenkel, der großes Aufsehen erregte, aber mit seinem System sehr zurück- hielt, obgleich es auch nur eine Modifikation der alten Lehre war. Die Geistlichkeit von Löwen verfolgte ihn heftig, indem sie behauptete, er müsse doch notwendigerweise Zauberkräfte anwenden, weil er sonst unmöglich das leisten könnte, was er leistete; ferner sei auch seine Kunst überflüssig; denn Gott fordere von keinem Menschen mehr, als er mit seinem natürlichen Gedächtnis zu thun vermöge.

Die zuweilen allerdings ganz erstaunlichen Leistungen mancher Mnemoniker früherer und auch jüngster Zeit könnten sehr leicht zur Ueberschätzung der Sache führen; wir finden aber die Erklärung darin, daß die Betreffenden an und für sich ein vorzügliches Gedächtnis besaßen, das durch die Anwendung der Lehre noch verstärkt wurde. Auch Leibniz beschäftigte sich mit diesem Gegenstand. In einem Aufsatz behandelt er die Kunst, Zahlen festzuhalten, indem man an deren Stelle Buchstaben setzen heißt, die zu Wörtern verbunden werden sollen; eine Methode, die übrigens bereits vor ihm versucht wurde.

Hier und da stoßen wir bei diesen Ratschlägen und Lehren auch auf komische Erscheinungen. So meint ein Herr Laurentz Fries in seinem zu Straßburg 1525 erschienenen Werkchen, daß Geflügel und Hafenbraten, sowie Quitten und Rüsse zur Stärkung des Gedächtnisses sehr wohlthuend seien, während ein gewisser Dietrich in seiner in Hamburg 1696 zu Tage getretenen Schrift als Gedächtnismittel seltsamerweise den — Rausch anpreist.

Von den Mnemonikern des neunzehnten Jahrhunderts ist vor allem Gregor Feinaigle zu nennen, der ursprünglich Mönch in einem Kloster war und nach Aufhebung des Klosters in Deutschland, Frankreich und England Proben seines guten Gedächtnisses öffentlich darlegte. Er wollte dieses durch sein System erlangt haben, mit dem er sehr geheimnisvoll that, das sich aber, wie aus den Veröffentlichungen eines seiner Schüler zu ersehen ist, von den andern nicht wesentlich unter- schied. Dasselbe läßt sich von dem Werke des Freiherrn von Mevius sagen. Selbständiger, aber ziemlich verwickelt ist die Methode des Franzosen Nimé in Paris, deren Erklärung hier zuviel Raum in Anspruch nehmen würde. Nur so viel sei be- merkt, daß er die Gedächtnisfelder nicht anwendet, sondern die aus der Ähnlichkeit des Klanges hervorgegangenen Bilder zu Sägen verbindet. Man könnte sie die Methode der Calen- hours nennen. Dabei ist jedoch in Erinnerung zu behalten, daß die französische Sprache sich dazu ganz besonders eignet. Die Portugiesen Brüder Castilho und der Franzose Audibert weichen mit ihren Systemen nicht wesentlich von dem vorer- wählten ab.



Festung Gibraltar.

Auch die verschiedenen „neuen“ und „allerneuesten“ Me- thoden, die seither, mitunter etwas markt-schreierisch, an die Öffentlichkeit treten, bekunden keinen besonders auffallenden Unterschied. Es ist vielleicht kein Fortschritt der Sache, daß in vielen Fällen die Anschauung der Klangähnlichkeit weichen mußte. Einige Beispiele dürften hier erklärend am Platze sein. Lambert Schenkel besetzte die Gedächtnisfelder mit feststehenden Bildern, die er mit dem in Erinnerung zu bringenden Satz verband. Dasselbe that Feinaigle, der aber bei chronologischen Daten eine Methode übte, wie sie oben bei Leibniz erwähnt wurde und bereits Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch den Engländer Richard Grey Verbreitung fand. Nach Grey werden die Zahlen durch bestimmte Buchstaben ersetzt, die dem Merkwort oder dessen Kürzung angehängt werden. Wollen wir z. B. in Erinnerung behalten, daß Raphael 1520 starb, so würde das nach dieser Methode unter Beseitigung der End- silbe des Namens und der Tausendzahl Raphael heißen. Feinaigle nahm hier insofern eine Veränderung vor, als er statt bedeutungsloser Wörter, die bei einer solchen Zusammen- stellung sich ergeben, bestimmte Begriffe wählte, wodurch aber oft barocke und schwerfällige Ausdrücke hervorgebracht wurden. Welcher von den zahlreichen Methoden der Mnemotechnik der unbedingte Vorzug gebühre, läßt sich schwer bestimmen, selbst wenn wir davon absehen, daß bei den meisten dieselben Grund- linien vorhanden sind und das, was sich als Eigen- art gebärdet, zuweilen nur Manieriertheit oder gar Verschlechterung ist.

Es gilt hier dasselbe, was für die verschiede- nen Sprachlehremethoden gilt, die eigentlich nur eine Abart der Mnemotechnik bilden. Was sich bei dem einen als brauchbar erweist, versagt bei dem andern; was hier guten Erfolg hervorruft, ist dort fast un- fruchtbar. Die meisten Methoden-Erfinder halten gewöhnlich nur die Wirkung vor Augen, die sie an sich selbst oder an sonstigen vereinzeltten Per- sonen erfahren haben; sie vergessen, daß die Men- schen wie leiblich so auch geistig einander sehr wohl ähnlich sein können, nie aber vollkommen gleich sind. Die beste Art und Weise, sein Gedächtnis zu stärken, wird daher stets diejenige sein, die man selbst nach einigen Versuchen für sich am geeignetsten findet. Die Methode ist ziemlich gleichgültig, wenn nur jeder zum Lehrmeister den tüchtigsten aller Mnemoniker nimmt, der wenigstens das Nötige ge- treu in Erinnerung behalten lehrt: das Pflichtgefühl!

Gibraltar.

Hierzu drei Originalillustrationen von Richard Rucktäschel.

Nachdruck verboten.

Schlüssel des Mittelmeeres — Pforte des Hercules! Von welcher Seite auch die Schiffe heranschwimmen mögen, um die Straße von Gibraltar zu passieren, er steht gleich dräuend da, der gewaltige Fels mit seinen drei Kuppen. Die mächtige, schroffe Felsenmasse ist durchwühlt von Men- schenhänden, lange Gänge, Forts, Wälle u. dergl., auf denen die schwersten Geschütze lagern, die Eisternen bergen, und Vorratsspeicher, wo 150 000 Mann Garnison untergebracht werden können — das ist die Festung Gibraltar in den Händen der Engländer. Und die glatte, blaue Bucht, obwohl ohne Klippen und Untiefen, ist schon manchem Schiffe durch ihre gewaltige Strömung gefährlich geworden, und viele, viele Opfer ruhen auf dem Grunde des Meeres, das seit Neonen sein ewiges Schlummerlied singt.

Eine Wanderung durch vereinzelt Festungsgänge, die in den haltbaren Fels gesprengt sind, durch die sogenannten „Gal- lerien“, wird nach eingeholter Erlaubnis gestattet. Wessen Herz es erfreut, der kann staunen über die Anhäufung von Kriegsmaterial. Tritt man aber zu nahe an einen freien, einen weiten Ueberblick gewährenden Aussichtspunkt hin, so rufen die Schildwachen ihr energisches Halt.

Dieser Berg mit den durchwühlten Eingeweiden ist der wunderlichste der Welt, und die Engländer würden ihn bis aufs Aeußerste verteidigen — jedes Schiff, das sich in kriegerischer Absicht dieser Mittelmeerpforte nähern würde, hätte von vorn- herein seinen Paß für den Meeresgrund sicher. Der Gebel al Tarik beherrscht zwei Ozeane, wie man von seiner Höhe auf zwei Weltteile schauen kann. Den ersten Blick für die strate- gische Wichtigkeit dieses Punktes hat der arabische Feldherr Tarik gehabt, der hier i. J. 711 eine Befestigung anlegte. Aus den Händen der Mauren kam Gibraltar in die der Spanier, denen es im spanischen Erbfolgekriege von den Engländern entziffen wurde.

Die schönste Vegetation herrscht auf diesem Stückchen Erde, über dem die schroffen Berge aufragen, und selbst diese sind größtenteils davon bedeckt; es ist der wärmste Punkt Europas



Hafen von Gibraltar.



Gibraltar und die Mittelmeerküste.



El Hacho, der höchste Punkt Gibraltars, mit der Signalstation und dem Affenberg.

und ein sehr gesunder Aufenthalt daselbst. Zwischen dem englischen Besitz und der spanischen Grenze liegt die neutrale Zone — eine kleine Niederung. Jenwärts von ihr taucht die erste spanische Stadt, Linea, auf, man kann also in kurzer Zeit England und Spanien betreten.

An den schroffen Höhen empor ist die Stadt Gibraltar geklettert; sie teilt sich in Spanishtown und Englishtown. Erstere hat völlig südlichen, spanischen Charakter, hier sind die Märkte, die Läden, hier ist ein buntes Getriebe, ein Völkermarkt, man sieht alle Typen, schwarze und braune Menschen, trifft den zungenschnellen Sohn Hispaniens, der mit großer Empfange seine Ware anbietet, und den schweigmägen Araber, der geduldig wartet, ob Allah es will, daß sich ihm ein Käufer naht, und man sieht Europäer in moderner Reisetracht neugierig staunend umherwandern und den Hindu in seinen maletrischen Gewändern mit den großen, weichen, träumerischen, schwarzen Augen. Aus allen Zonen kommen die Schiffe und bringen Güter, aber länger als bis sechs Uhr, wenn der Kanonenschlag ertönt, darf man nicht in der Stadt bleiben, so besagt die Erlaubnisurkunde, die man beim Ausbooten am Thor einer Kaserne erhält. Und so zwanglos und gutmütig die englischen Notröcke und die bloßbeinigen Bergschotten, die Wache halten, auch sein mögen, sie werden im Ernstfall schon streng genug ihres Amtes walten.

Die Sennoras gehen wenig, sie sitzen in den hölzernen, mit einem Baldachin, an dem Wollauspuz hängt, geschützten Wagen und lassen sich durch die bergabfallenden Straßen befördern, sie stehen auf den Balkonen und blicken hernieder — und im Innern der Häuser führen sie das Pflanzenleben der meisten Frauen des Südens: sie schwagen, liegen im Schaukelstuhl, träumen von Fuß und von Liebe. In „Spanishtown“ steht auf einem großen Plage das Gouvernementsgebäude; hier sind die katholischen, alten Kirchen, die Hotels, die für europäische Begriffe ziemlich wenig Behaglichkeit bieten. Die „englische Stadt“ hat nach englischer Art erbaute hübsche Landhäuser. Hier wohnen die Familien der englischen Offiziere — sie haben schöne Gärten um ihre Häuser, und es läßt sich gewiß angenehm für einige Zeit in Gibraltar garnisonieren.

Die „Schönheiten“ der Garnison spielen ja bekanntlich eine hervorragende Rolle in allen Plätzen der englischen Kolonien. Die Alameda, der prächtige Public garden mit seiner üppigen Vegetation, den schönen, alten Bäumen, vielen Palmen, Alleen und großen Plätzen, Grotten, Denkmälern von Nelson und Elliot, den um die Eroberung von Gibraltar verdienten englischen Helden, bildet dann den Rendezvous-Dort der Gesellschaft von ganz Gibraltar. Hier kann die Tochter Albions mit dem dunkeläugigen Spanier flirten und der blonde Offizier mit der schönen Sennora und Sennorita.

Stolz ist England auf seinen Besitz hier, und die Seesoldaten stimmen an schönen Abenden oft das kraftvolle, stolze Lied an: „The mariners of England, that guard our native seas“ — während die Spanier zu den Mandolinen greifen und feurige und schmachthende Weisen zu den Balkons ihrer Dergensdamen hinaufklingen lassen. Die seltsamsten Kontraste berühren sich hier auf diesem letzten Stück Europas, von dem aus man die Höhen des Atlas ragen sieht und die afrikanische Küste und das Kap Ceuta mit seinem Leuchtturm grüßt.

Der höchste Punkt Gibraltars heißt El Hacho und ist die Signalstation, 1430 Fuß über dem Meere. Gegen Süden verlängert sich dieser Berg in ein Felsplateau, an dessen schroffen Ende der Punta de Europa (Europa-Point) mit dem Leuchtturm steht. Auf dem Wege hierhin fährt man an dem sogenannten „Affenberg“ vorüber, und hat man Glück, so kann man die lustigen Bierhändler in Freiheit sehen; Gibraltar ist der einzige Platz in Europa, wo Affen hausen.

Noch eine Eigentümlichkeit hat Gibraltar: verläßt man Spanishtown, das von einem alten Maurenturm, dem letzten Ueberbleibsel aus der Zeit der Araberherrschaft, überragt ist,

und fährt nach rechts, so kommt man auf schmalem Wege an schroff abfallenden Felswänden vorüber nach der Catalonbay und findet geschützt oder gefährdet, wie man's nehmen will, daselbst eine Reihe von kleinen Fischerhäusern; Barken sind an den Strand gezogen, Frauen sitzen in den Thüren und flicken Netze, Männer, die Hüte kühn über die Stirn fortgeschoben, lungern in Gruppen umher oder hantieren auch mit Fischergerät. Hier ist eine Genußeranstaltung, die schon ein paar Jahrhunderte existiert. Das Völkchen hat seinen Dialekt und seine Gewohnheiten behalten.

Wunderhübsch in Lage und Farbe ist noch die Bai von Algeciras drüben an der spanischen Küste; grünblau das Wasser, weißschimmernd die Häuser, der Hafen geschützt. Von dort bekommen die großen Schiffe, die hier Kohlen zu nehmen pflegen, ihren Bedarf — aber diese Kohlentrimmer gehören weder zu den leisesten, noch den bescheidensten Menschen. Sie versuchen nicht selten zu streifen, sie lärmen bei ihrer Arbeit mit gewaltiger Lebhaftigkeit, und die Kapitäne aller Linien sind froh, wenn die letzte Kohlenbark mit ihren berüchtigten Insassen wieder der schönen Bai von Algeciras zuschwimmt. Auf spanischem Boden — nicht im englischen Gibraltar — hat man auch stets Gelegenheit, ein Stiergefecht zu sehen; schon in Linea, jenseits der neutralen Zone.

Herrlich präsentiert sich Gibraltar beim Verlassen mit dem Schiff, nach allen Seiten sieht man die schroffen Klippen ragen; ich habe es im Morgengrauen erblickt, als noch die Leuchtfeuer brannten, im vollen Sonnenschein und beim Sonnenuntergang — immer war's großartig, nur zuletzt im Regengraue, da sah es griesgrämig, unfreundlich, kalt und nordisch aus.

Sin Irrtum.

Novelle von Maria Janitschek.

Schluß aus Nr. 10, S. 111.

Nachdruck verboten.

„Eine liebe, kleine Professorin, ach ich kann das Wort garnicht aussprechen, es paßt so garnicht für Sie reizende, junge Frau,“ sagte an einem der nächsten Tage Frau von Glauchy, Biankas Hände schüttelnd.

Diese hatte schnell die „einzige Frau, die sie verstand“, aufgesucht.

Frau von Glauchy zeigte ihr ihre elegante Wohnung. Man konnte kaum atmen in der parfumschweren Luft.

Bianka sah mit glänzenden Augen umher. „Das ist einmal Geschmack, anders als der anderer.“

„Ach Gott, ja.“ Die geschminkte Schöne lächelte verschämt. „Man ist eben ein bißchen in der Welt umhergekommen. Und dann wissen Sie, wenn man sein eigener Herr ist, kann man sich auch ganz nach seinem Belieben äußern. Ich bin unabhängig.“

Bianka unterdrückte einen Seufzer. „Ich empfinde verschiedene exklusive Menschen bei mir, die sich in einer banalen Umgebung garnicht wohl fühlen würden.“

„Wie beneidenswert!“ sagte die junge Frau.

„Aber das können Sie ja auch alles haben, Teuerste,“ flüsterte Frau von Glauchy mit einem vertrauten Blick, ihr parfümiertes Gesicht an das Biankas lehnte, „Sie sind schöner und jünger als ich, Sie dürfen das Höchste erhoffen.“

„Aber wieso denn?“ fragte die kleine Frau nair.

„Das werden Sie alles erfahren, wenn Sie mich ein bißchen lieb haben und mich manchmal besuchen wollen.“ Sie ließen sich in einer Sofaecke des mit Kunstgegenständen überladenen Salons nieder. Eine niedliche Hofe brachte Thee und Konfekt, das Bianka nie besser gekostet zu haben glaubte. Die Hausfrau, die ein phantastisches Seidenkostüm trug, lehnte sich in die Sofaecke zurück und betrachtete Frau Gisacker von der Seite.

„Sie sind wirklich ein allerliebsteres Frauchen. Noch ganz unbeeinflusst von den Gesinnungen der Leute. Sehen Sie, so eine junge, schöne, heitere Frau wie Sie habe ich mir immer zum engeren Verkehr gewünscht, aber glauben Sie es!“ — sie spielte mit einer losgegangenen dunklen Locke ihres künstlich verwirrten Haars — „in dieser Stadt habe ich vergebens nach der Ersehnten gesucht. Die Leute hier, und namentlich die Frauen, sind fürchtbar beschränkt.“

„Aber warum, da Sie doch frei sind, lassen Sie sich nicht in einer andern Stadt nieder?“ Frau von Glauchy lächelte süß. „Hm ja, frei bin ich schon nach außen hin, verstehen Sie, aber, ach warum soll ich's Ihnen nicht eingestehen, mir werden ja bald gute Freundinnen sein, mein Herz ist gebunden, und gerade an jemanden, der hier in dieser Stadt lebt.“

Bianka fühlte, ohne zu wissen, weshalb, Röte in ihre Wangen steigen.

Frau von Glauchy zog ihr spinnwebfeines Taschentuch aus dem Gürtel und drückte es leicht an die Augen. „Ach! Aber dann, wie sich ermannend, setzte sie sich aufrecht. „Gehen Sie gern ins Theater? Ich besitze eine Loge da. Meine Freundinnen sind aber lauter Philistinen. Sie laufen mir gleich nach der Vorstellung davon, und ich soupiere so

gern nachher noch in irgend einem vornehmen Restaurant. Wollen Sie manchmal mitkommen?“

„Gewiß, gern,“ entgegnete Bianka freundlich.

„Ihr Mann läßt Sie doch?“

„Mein Mann? O —“ Die junge Frau machte eine Handbewegung, die die andre mit Lachen begleitete.

„Aber er ist doch gut gegen Sie und läßt Ihnen Ihren Willen?“

„O das, das thut er, jawohl, gewiß, was ich nur wünsche, erfüllt er.“

„Nun, dann wollen wir seine Güte recht ausnützen, nicht wahr?“

Bianka lächelte und sah sie etwas verständnislos an. Frau von Glauchy kicherte und küßte die neue Freundin auf die Stirn. „Kleiner, reizender Kobold! Nun, das soll jetzt heiter werden, ja?“

Einige Tage später waren Professor Gisacker und Frau bei einem bekannten Bildhauer zum Abendessen geladen. Es waren auch mehrere Offiziere anwesend, und ein heiteres Treiben herrschte. Plötzlich sah Gisacker seine Gattin zu einer Dame treten und sie aufs zärtlichste begrüßen. Ob das wohl die „neue Freundin“ sein mochte? Sie war sehr auffallend gekleidet und benahm sich etwas frei. Gisackers Brauen runzelten sich, als er Bianka mit ihr Arm in Arm in einem Nebenzimmer verschwinden sah.

„Sagen Sie, Rhon,“ wandte er sich an einen Kollegen, „wer ist die Dame, die eben mit meiner Frau dort hineinging?“ Er wies auf die gegenüberliegende Thür.

Der ältere Mann puzte sich den Kneifer, trat zur Portiere des Nebengemachs und blickte hinein. „Ah — hm, Frau von Glauchy.“

Gisacker sah ihn forschend an. „Wir sind erst ein Vierteljahr hier, und meine Frau ist sehr jung. Sie freut sich über jedes freundliche Entgegenkommen.“

„Na ja, selbstverständlich, freilich, freilich,“ sagte der alte Professor, heftig gestikulierend, „natürlich. Ihre Frau ist sehr jung, sonst hätte sie wohl — übrigens, Gott, in großstädtischen Gesellschaften. Ich bitte Sie, da berühren sich die verschiedensten —“

„Wer ist die Dame?“ wiederholte Gisacker seine Frage.

„Wer sie ist? Hm, das ist — nicht so leicht zu beantworten. Sie — ihr Mann hat sich jüngst von ihr scheiden lassen, sie — hm, wissen Sie,“ er sah den Kollegen über die Gläser seines Kneifers an, „sie ist etwas leichtlebig. Zerstreuungen, Abwechslung, heute den Anbeter, morgen jenen, aber vielleicht — ich, ich möchte ihr nicht zu nahe treten, keiner Frau, hm. Ihr Mann arbeitet im Ministerium; man legte ihm nahe, entweder seine Stellung oder sie aufzugeben. Da that er das letztere. Na, jedenfalls lassen Sie Ihr Frauchen nicht zu viel mit ihr verkehren, es ist besser so —“

Gisacker sagte dem Kollegen ein paar verbindliche Worte und ließ sich in einer Ecke nieder, von wo aus er die beiden Damen im Nebengemach beobachten konnte.

Nach dem Abendessen, als er mit Bianka nach Hause fuhr, sagte er: „Du, Liebe, ich habe eine Bitte an dich. Verkehre nicht mit jener Frau, mit der du heute Abend dich so viel unterhieltest. Suche dir eine andre Freundin. Es giebt doch so viele reizende junge Frauen hier, die sich sicher freuen werden, mit dir verkehren zu dürfen.“

Bianka zog die Brauen hoch. „Wenn ich es nicht erwartet hätte! Natürlich! Wo sich ein Lichtstrahl für mich zeigt, mußt du doch dahinter sein, ihn auszulöschen. Fällt mir garnicht ein, diesen Umgang aufzugeben. Wenn es noch ein Mann wäre! Aber auf eine Frau kann doch kein vernünftiger —“

„Ach, wenn es ein Mann wäre, und du liebtest ihn —“ Sie sah ihn höhniß an.

„Dann würde ich —“

„Ihn totschießen doch natürlich.“

Er erblickte unter ihren ironischen Blicken. „Nein, ich würde deine Hand in seine legen und sagen: werde glücklich mit ihm.“

Sie warf sich in die Polster des Wagens zurück und lachte. „War so etwas schon da? Nein, du bist doch ein Muttermensch. Herrlich. Und deinetwegen sollte ich den Verkehr mit dieser lieben Frau aufgeben, dir eine warme Freundschaft opfern? Niemals!“

Von diesem Abend an war sie Frau von Glauchys unzertrennliche Genossin. Sie fuhren ins Theater, soupierten miteinander, sie ließen sich ähnliche Toiletten anfertigen, sie nannten sich: du.

Es war ein beständiges Hin- und Herschicken zwischen ihnen. Bianka erwartete täglich eine Scene von ihrem Manne, oder doch wenigstens die Wiederholung der Bitte, ihre Freundin aufzugeben. Aber nichts von alledem geschah. Seine Mienen waren immer ruhig, sein Benehmen gegen sie gleichmäßig freundlich. Er hat bereits die ganze Geschichte wieder vergessen, dachte sie, er weiß weder mehr, wer Frau von Glauchy ist, noch daß er sie nicht mochte. Und sie spürte ihre Geringschätzung gegen ihn wachsen.

In neuester Zeit empfing Bianka auch Besuche von Herren, die mit ihrer Freundin bekannt waren. Es waren meist elegante Sportmänner mit viel Geld und dem Drang sich zu amüsieren, wo es etwas zu amüsieren gab. Sehr viel war ja nicht „los“ in ihrem kleinen Kreise, um so dankbarer nahm man das Wenige entgegen. Bianka machte jetzt allen Sport mit. Sie hatte Reitstunden genommen und sich zu einer guten Reiterin entwickelt, sie futscherte mit Frau von Glauchy ein elegantes Kadriolett, das ihnen ein galanter Cavalier zur Verfügung gestellt hatte. Sie ruderten und

fehlten keinen Nachmittag beim Lawn Tennis. Sie war sehr viel vom Hause abwesend. Kam sie dann etwas erschöpft, erhitzt heim, so war sie froh, daß ihr Mann sie nicht ausforschte, sondern ruhig sich selbst überließ.

Er fragte nicht mehr nach dem Ziel ihrer beständigen Ausgänge, nicht was sie trieb, noch mit wem sie umging. Er mied es, ihr in die Augen zu sehen. Wie ein Schatten ging er stumm in seinem Hause umher. Einladungen zu Gesellschaften lehnte er ab. Seine meiste Zeit verbrachte er auf seinem Observatorium. Oft ganze Nächte.

Sie war's zufrieden. Dieser gefühllose Mensch paßte besser zu seinen fremden Welten da oben, als unter lebenswarme, irdische Geschöpfe, die nach Glück und Freude begehrt. Er existierte fast nicht mehr für sie. Höchstens wenn sie Geld brauchte, um ihre Rechnungen zu begleichen. Er gab ihr, soviel sie forderte, ohne einen Vorwurf, ein mahnendes Wort. Er selbst ging fast dürftig gekleidet, oft mit zerrissenem Schuhwerk umher. Seine Diensthofen kümmerten sich nicht um ihn, die hatten genug mit der gnädigen Frau zu thun. Und er selbst dachte niemals an sich.

So kam der erste Winter in B. heran. Bianka schwelgte schon beim Ausmalen all der Feste, die sie mitmachen sollte. Täglich wurden lange Beratungen mit der Schneiderin gepflogen, täglich langten Pakete aus Paris und Wien an. Frau von Glauchy fuhr alle Augenblicke bei ihr vor, um ihr irgend eine wichtige Mitteilung zu machen. Einigemal war sie dem Professor auf der Treppe begegnet. Sie hatte ihn in ein Gespräch ziehen wollen, aber er war ihr entglitten, scheu und wortkarg war er an ihr vorübergeglitten. „Dein Mann gleicht wirklich einem Wilden,“ hatte sie nachher der jungen Frau gesagt, „es ist nicht möglich, ein Wort mit ihm zu wechseln. Ich glaube, er weiß garnicht mehr, wer ich bin, sonst wäre er doch höflicher gegen mich.“

„Das kann leicht sein,“ lachte Bianka, „er weiß überhaupt nichts mehr vom Leben, lassen wir ihn.“

Eines Abends kehrte der Professor nicht nach Hause zurück. Das war man nicht ungewöhnt von ihm. So manche Nacht verbrachte er oben in seiner eisernen Kammer, deren Decke zurückgeschoben war, um den Blick ins unendliche Firmament freizulassen. Als er aber auch am Morgen nicht erschien, ging die gutberzige Haushälterin hinüber und ersuchte den Hausmeister des astronomischen Instituts, er möchte den Professor stören, das ginge doch nicht an. Der Herr hätte nicht zu Nacht gegessen, nicht gefrühstückt.

Der Mann ging hinauf und fand Eisacker, seine Stirn auf den Tisch gepreßt, schwer atmend, bewusstlos. Er rüttelte ihn wach. Zwei fieberhafte, irre Augen blickten ihn an. Was man von ihm wollte? Sie sollten ihn doch in Ruhe lassen.

Der Diener des Instituts, dem Eisacker sehr gut war, wurde geholt. Er hat den Professor, doch hinab in seine Wohnung zu gehen. Eisacker gab ganz verkehrte Antworten.

Man rief nach einem Arzt. Nach einiger Zeit erschien ein solcher und untersuchte Eisacker. „Der Mann ist schwer krank,“ meinte der Doktor, „holen Sie eine Sänfte, und bringen Sie ihn in seine Wohnung.“

Als Bianka, die eben aufgestanden war, den seltsamen Zug erscheinen sah, machte sie ein erschrockenes, fast eurythmies Gesicht. Was hatte er nun für eine Thorheit begangen?

Der Arzt, der mitgekommen war, untersuchte ihn hier in seinem Bette nochmals. Als er seine Untersuchung beendet, sagte er zu Bianka, die ziemlich ruhig im Nebenzimmer wartete. „Ihr Mann hat eine doppelseitige Lungenentzündung, er ist sehr schwer krank, mir ist der Hergang der Sache unerkennlich; denn so etwas kommt nicht von heute auf morgen. Er muß tagelang schwer krank herumgegangen sein.“ Seine Augen hefteten sich vorwurfsvoll auf die junge Frau. „Nem, sorgen Sie also sofort für eine Pflegerin und für die tiefste Ruhe!“

Bianka entgegnete kein Wort, schickte schnell ihre Jofe, die nötigsten Besorgungen zu machen, und ließ sich zärtlich bei ihrer Freundin wegen eines „unvorhergesehenen Unglücksfalles“ entschuldigen.

Nachmittags erschien die Wärterin, eine barmherzige Schwester, die ohne viel Worte zu machen, ihr Amt am Bett des Kranken übernahm.

Gegen Abend kam abermals der Arzt. Er beugte sich über den still daliegenden Mann, dessen Gesichtsfarbe von Stunde zu Stunde fahler wurde. Er stellte verschiedene Fragen an die Schwester. Dann zum Schluß sagte er: „Lassen Sie ihm den Bart abnehmen, es wird ihm Erleichterung schaffen.“

Die Schwester sandte nach einem Barbier. Sie hatte Bianka ein wenig an die Luft geschickt, weil sie zu bemerken glaubte, daß der Kranke in ihrer Anwesenheit unruhiger wurde. Es schien, als wollte er sprechen, da aber jedes Wort seinen Tod herbeiführen konnte, so mußte dies verhindert werden.

Bianka ließ sich nicht lange nötigen. Sie hielt die ganze Sache für weit weniger ernst, als sie war. Sie ging zu Frau von Glauchy. Als sie zurückkam, zog sie sich rasch um und trat in das Krankenzimmer. Aus den Rissen sah ihr ein weißes Antlitz entgegen. Ein Antlitz still und ergeben, die tief eingesenken Lider geschlossen; ein Bild des letzten, erkämpften Friedens — bis ihr Blick auf den Mund fiel.

Da blieb ihr der Atem in der Brust stehen. Dieser Mund! Sie hatte ihn noch niemals erblickt. Verdeckte ihn doch stets der große, dunkle Bart. Jetzt zum erstenmal sah sie ihn. Zwei Lippen, um die ein Lächeln lag, so bitter, so schmerzvoll, so alles verratend, eine ganze, entsetzliche Leidensgeschichte mit ihren qualvollen Einzelheiten, ihren langsam

gestorbenen Hoffnungen — daß ihr ein Schleier von der Seele sank und Thränen aus ihren Augen stürzten.

Mein Gott, war das alles möglich, was sie da las? Sie schlug die Hände zusammen und wollte sich über den Kranken werfen.

Die Schwester zog sie ins Nebenzimmer. Hier sank sie auf die Knie und schluchzte.

War eine Minute, eine Stunde oder eine ganze Nacht vergangen?

Als die Pflegerin leise und behutsam die Thür öffnete, rief ihr die Weinende entgegen: „Darf ich jetzt zu ihm?“

„Ja, jetzt dürfen Sie es.“ Sie wollte Biankas Hand erfassen, aber die junge Frau stieß sie zurück und eilte ihr voraus ins Krankenzimmer.

„Erwin, Lieber, Guter!“ „Er ist tot,“ sagte die barmherzige Schwester. Bianka gebärdete sich wie wahninnig.

Die Wärterin erfaßte ihre beiden Hände. „Seien Sie doch gefasst, er ist so ruhig hinübergegangen. Er muß ein guter Mensch gewesen sein.“

„Ich habe ihn getötet.“ „Dann hat er Ihnen vergeben. Sehen Sie doch diesen Mund an. Welche Fülle von Liebe und Verstehen um diese Lippen!“

Die junge Frau preßte die Hände vor das Gesicht. „Hätte ich ihn doch eher gesehen — vielleicht, ja gewiß, wäre ich eine andre geworden.“

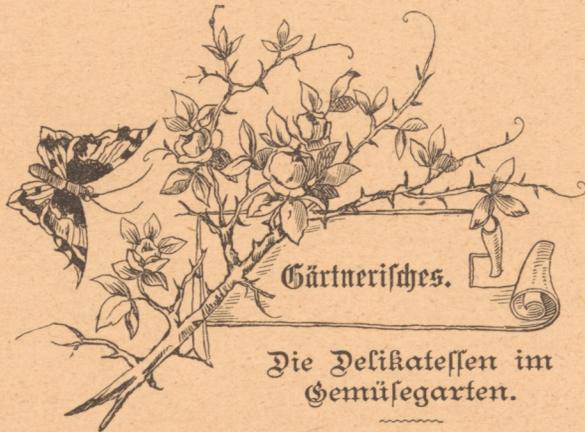
„Dazu ist es noch nicht zu spät.“ Der Arm der Schwester schlang sich tröstend um die Verzweifelte.

— E n d e . —

Eine Fabel.

Nachdruck verboten.

Ein Sperling hörte, daß der Aar stets einsam, nie in großer Schar, wie Spatzen sich zu halten pflege. „Das bring' ich auch wohl noch zuwege, Wenn's weiter nichts,“ das Spätzlein sprach, Mit allen seinen Freunden brach Und flog auf einen hohen Baum. Da träumte einen Adlertraum. Am stillbergnügt der kleine Maß, Und wer ihn sah, der Meinung war, Daß dies ein sonderbarer war, Doch eben immer nur — ein Spatz.



Nachdruck verboten.

So wie der Blumengarten heute nach Möglichkeit in der Weise ausgestattet wird, daß er weniger Landläufiges bietet und mehr Besseres und Seltneres von den Pflanzenkindern in sich vereint, so sind wir auch im Gemüsegarten bestrebt, mit Vorliebe das zu ziehen, was nicht ein jeder besitzt. Und mit Recht. Gemüse, die sich auf dem Markte kaufen lassen, können uns bei der Zucht und beim Genuße nicht den Reiz gewähren wie jene, von denen wir wissen, daß sie nicht so leicht käuflich sind. Solche Gemüse zu finden ist nicht so schwer. Schon die Zeit, in der eine Kultur ausgeführt wird, bietet uns mancherlei Handhabe, um auf den Tisch noch Selteneres zu bringen.

Puffbohnen, im Zimmer herangezogen und zeitig im Frühjahr ausgepflanzt, geben schon im Juni in ihren noch nicht fingerlangen Schoten ein feines Gemüse. Der auf Rasen und in Wiesen so geschmähte Löwenzahn vermag uns schon in den ersten Frühlingstagen einen pikanten Salat zu liefern, wenn die im Herbst eng auf Beete zusammengefügten Pflanzen mit einer 3 bis 4 cm hohen Erdschicht überdeckt werden, unter und in welcher die ersten Blätter schön gebleicht, für den Tisch passend, sich entwickeln. Besonders aber sind es drei Gemüsearten, die dem Garten des Liebhabers einen individuellen Charakter verleihen können: Kardy, Bleichjellerie und Artischöcke, weil sie sein Verständnis für seine Gemüse darthun.

Der Kardy liefert von den dreien die größten Mengen. Er ist gar kein übler Geselle. Man könnte ihn fast im Biergarten unterbringen, denn sein robuster Wuchs, seine großen, stacheligen Blätter, seine graugrüne Farbe machen ihn mancher unserer Bierpflanzen ebenbürtig. Der Kardy ist einjährig. Seine Same wird Mitte Mai ausgesät, truppweis zu drei oder vier auf einen Haufen, aber diese kommen weit auseinander. Der Kardy braucht Platz, 1 m in der Reihe und 90 cm Entfernung der Reihen kann man als passend bezeichnen. Von jedem Trupp Pflanzen bleibt nur die kräftigste stehen, alle andern werden herausgerissen, sie würden die ganze Ernte schmälern. Die jungen Kardy wachsen zuerst langsam. Mit Salat, auch niedrigen Erbsen kann man den leeren Platz zuerst füllen, doch muß so viel Raum bleiben, daß die Kardypflanzen nicht gestört werden. Tüchtiges Lockern des Bodens, tüchtiges Gießen bringt diese mit dem wärmeren Wetter in immer schnelleren Trieb, und zu Anfang des Herbstes, auch früher schon, ist der ganze Platz bedeckt, wenn die Kultur gut gelungen ist und nicht einzelne Pflanzen vorzeitig sich gestreckt und Blüten gerieben haben. Das darf nicht sein, die Blüte hat mit der Ernte nichts zu thun, sie raubt den Ertrag, denn eine Pflanze, welche Blüten treibt, bringt keine kernigen, großen Blätter auf, die fleischigen Blattstiele mehr, und gerade um letztere ist es uns zu thun. Inbehalten, so wie sie sind, lassen sich die Stiele nicht verwenden. Um brauchbar für die Küche zu werden, müssen sie ihren Farbstoff verlieren, weiß werden, sie müssen „bleichen“, wie der tech-

nische Ausdruck lautet. Das geschieht leicht durch Einhüllen der Pflanzen in Strohhalm, kein Zupfeln eines Blattes darf herausgehen. Wierzehn Tage, auch drei Wochen sind zu diesem Bleichgeschäft notwendig. Nur der Bedarf wird gebleicht, gebleichte Pflanzen halten sich nicht, besonders nicht im Winter. Das Bleichen ist aber dann noch viel einfacher. Im dunklen Keller, mit den Wurzeln eingeschlagen in Erde, oder im Mistbeetkasten und dort durch Decken dem Sonnenlichte ferngehalten, werden die Blattstiele ganz von selbst zart und gelblichweiß.

Die Bereitung des Kardy ist eine verschiedene. In Frankreich wird er viel mit Kalbsbraten und Kalbschnitzel serviert. Hr. Honoré, Küchenchef des Großfürsten Nikolaus von Rußland, giebt folgende Anweisung:

Kardy mit Oshenmarkt. Man nimmt nur die wachsfählichen, zarten Blattstiele von gelblichweißer Farbe, schneidet sie in Stücke von ungefähr 10 cm, schält sie sorgfältig, damit keine faserigen Bestandteile bleiben. Jedes fertiggelächte Stück kommt sofort in eine Schüssel mit Salzwasser, in welches noch etwas Essig oder Zitronensaft gethan ist, der Kardy würde sonst schwarz werden. Ist das Schälende beendet, dann reibt man die Stücke noch mit einer Zitronensaftale ab, ohne sie dabei aus dem Salzwasser herauszunehmen. Der Kardy kann danach ein bis drei Stunden im Salzwasser stehen bleiben; es wird nun eine Kasserolle mit Wasser auf Feuer gesetzt, in welches das in Scheiben geschnittene Fleisch einer sorgfältig gelächten Citrone — es darf nichts von dem Weissen der Schale daran bleiben — gethan ist. Koch das Wasser, so rührt man ca. 100 g feines Weizenmehl mit etwas kaltem Wasser zu einem Brei und schüttet ihn unter beständigem Umrühren in die Kasserolle, fügt dann noch 150 g grobgedachtes Schmierfett, einige Pfefferkörner, ein bis drei Lorbeerblätter, etwas ganze Petersilie, sowie das nötige Salz zu und schüttet dann den Kardy in die Kasserolle. Gut zugebott soll er langsam aber recht gleichmäßig, ungefähr zwei Stunden kochen. Wenn man die Kasserolle in den Bratofen schiebt und mit heißer Asche umgibt, erzielt man am leichtesten eine gleichmäßige Hitze. Bei ungleichmäßiger Hitze färbt sich der Kardy leicht schwarz und wird hart. Ist der Kardy beinahe gar, so macht man eine kräftige, spanische Sauce, mit guter Bouillon, jedoch ohne Salz, thut ein Stück Butter, sowie ein Glas Madeira und nach Geschmack etwas Tomatenpurée hinein, nimmt dann den Kardy aus der Kasserolle, läßt ihn gut ablaufen und richtet ihn auf einer tiefen Schüssel an. Um den Kardy werden noch 150 g Oshenmarkt gelegt, das in Scheiben geschnittene, einige Minuten in Fleischbrühe gekocht hat. Sodann wird die fertige spanische Sauce durch ein Sieb kochend über den Kardy gegossen und dieser recht heiß serviert.

Von den verschiedenen Kardysorten ist der Kardy von Tours mit sehr stacheligen Blättern der beste, weil seine Blattstiele sehr dick und voll, nicht hohl sind.

Auch vom Bleichjellerie werden die Blattstiele im farblosen, gebleichten Zustande benutzt; doch läßt sich der Bleichjellerie — es ist ein naher Verwandter unres Knollenjellerie, bildet aber keine Knollen — nicht so leicht bleichen wie der Kardy. Man muß dazu schon von vornherein eine besondere Kulturmethode anwenden und Gräben aufwerfen, 40 bis 50 cm tief und ebenso breit, deren Erde auf den Rändern festgeklopft wird. In diese Gräben, die unter sich 50 cm Entfernung haben, werden die jungen Bleichjelleries mit 50 bis 60 cm Abstand hineingepflanzt. Es sind wesentlich recht kräftige Pflanzen dazu zu wählen. Schwächlinge kommen in den Anfangs recht ungünstigen Verhältnissen selten fort. Durch frühe Aussaat im Mistbeetkasten, nötigenfalls auch im Zimmer, werden solche Pflanzen gewonnen. Vor März soll man aber nicht aussäen, weil die zu früh gezogenen leicht in Samen schießen und dann für die Küche unbrauchbar sind. Kräftige Pflanzen haben sich auf der gut gebüngten Grabensohle bis zum August so weit entwickelt, daß ihr Laub aus den Gräbern herausragt, und von diesem Zeitpunkt an beginnt das Bleichen. Zuerst in geringem Maße dadurch, daß ein Teil der Erde in die Gräben zurückgebracht wird, nachdem die Pflanzen vorsichtig zusammengebunden sind. Anfangs werden etwa 20 cm vom Graben ausgefüllt; nach Wochen füllt man weiter, bis man im Spätherbst die Erde ausgeglichen hat. Tüchtig zugebott, kann der Bleichjellerie so im Freien überwintern und nach Bedarf von ihm entnommen werden. Der Bleichjellerie ist ein Desfertgemüse. Seine Blattstiele, sauber gepust, werden roh gegessen, mit Essig oder Del, auch zum Frühstück anstatt Radieschen gegeben.

Die englischen Sorten: Hendersons white plume, Seymours white Champion sind ihres mild aromatischen Geschmacks und ihrer langen, breiten Blattstiele wegen die beliebtesten Selteriesorten.

Die Artischöcke giebt uns in ihren fleischigen Schuppenblättern und den Fruchtböden der Blüten etwas für die Küche. Sie recht fleischig zu erzielen, ist nicht so leicht. Allerdings sind wir oft weniger schuld daran als die Pflanze; denn die Eigenschaft, möglichst dicke, fleischige Schuppenblätter zu bilden, wird mehr durch die Individualität der Pflanze als durch die Kultur beherrscht. Wenn wir die Artischöcken aus Samen ziehen, und das gebietet uns unser Klima im allgemeinen, dann erhalten wir mit jeder Pflanze gewissermaßen eine besondere Veranlagung. In Ländern, wo viele Artischöcken gezogen werden, besonders in Frankreich, verschmäht man deshalb die Kultur aus Samen und zieht sie nur aus Stecklingen von den mit Leichtigkeit überwinterten alten Pflanzen. Diese besitzen genau die Eigenschaften der Eltern und variieren nicht. Wir können diese Kultur nur dann durchführen, wenn uns große Ueberwinterungsräume zur Verfügung stehen, und wenden deshalb mehr die Zucht aus Samen an. Sie gestaltet sich im wesentlichen ebenso wie bei dem Kardy. Kardy und Artischöcke sind sich äußerlich ja sehr ähnlich. Um die Entwicklung der Blütenköpfe zu befördern, wird nur eine geringe Anzahl geduldet, fünf bis sechs sind für eine Pflanze genügend; je mehr sie bringt, desto weniger fleischig werden sie. Aufzählen dürfen die Blütenstände nicht, dann sind sie wertlos; man muß sie vorher schneiden und den Zeitpunkt ihrer größten Entwicklung abpassen.

Die Artischöcke „Grosse, grüne von Laon“ ist besonders empfehlenswert.

Wirtschaftsplaudereien.

Nachdruck verboten.

„Luisant menagère“, ein neuer Lack zur Erhaltung von Möbeln, Holzarbeiten, Parquetfußböden u. s. w. wurde der Société Allegre & Guillot in Frankreich patentiert. Der Lack soll gebräunten Gegenständen das Aussehen und den Glanz vollkommener neuer Gegenstände verleihen und wird auf kaltem Wege aus 20 Teilen Kolophonium, 164 Teilen Benzol, 3 Teilen Nitrobenzol und 3 Teilen Pfefferminzöl bereitet. In Deutschland würde die Patentierung einer derartigen einfachen Mischung nicht möglich sein; es fehlt der Selbstherstellung dieses Lacks im Haushalte bei uns also nichts entgegen. Seine sämtlichen Bestandteile sind in jeder Drogenhandlung käuflich.

Die Theekanne mit Siebeinsatz aus feuerfestem Porzellan. Unsere Ausbildung zeigt eine zur Theebereitung geeignete Kanne, die aus gleichem Material und auf gleiche Art hergestellt ist, wie die beliebten Kaffee-Ausgüßmaschinen für café double, deren man sich zur Bereitung eines guten Kaffees nach dem Diner bedient.

Die Theekanne besteht aus zweimal gebranntem Porzellan und ist feuerfest, sodaß man sie über eine Flamme stellen und den Thee in ihr selbst bereiten kann. Für diesen Zweck besitzt sie ein Einhängesieb, das man mit Theeblättern versieht, hierauf, sobald das Wasser siedet, in die Kanne einhängt und so lange darin läßt, bis der Thee stark genug ist. Dann nimmt man es heraus und schließt die Kanne mit dem Deckel, der sowohl auf die Kammöffnung wie auf das Sieb paßt. Die Außenseite der Theekanne ist braungrün glasiert, das Porzellan sauber ausgeglüht.

Die Kanne wird für ca. 2, 4, 6, 8 Tassen angefertigt und kostet dementsprechend 2,75, 3,25, 3,75 oder 5 Mark. (Bezugquelle für die Theekanne mit Siebeinsatz: Magazin des Igl. Hoflieferanten G. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)



Seidenraupenzucht als Hausindustrie.

Von Dr. Udo Dammer.

Nachdruck verboten.

vor sechs oder sieben Jahren, als Professor Harz in München das Ergebnis seiner Versuche, die Raupe des Seidenspinners an die Blätter der Schwarz- wurzel zu gewöhnen, veröffentlichte, konnte man noch nicht ahnen, daß schon nach wenigen Jahren die neue Zuchtmethode so weit ausgebildet sein würde, daß statt 34,38 Prozent fast die Gesamtheit der Raupen sich verpuppt, und zwar statt in 38 bis 64 Tagen in 30 bis 32 Tagen. Es ist das Verdienst zweier Russen, der Frau Prof. Tichomirowa in Moskau und des Herrn Werderewski in Petersburg, dieses Ziel so schnell erreicht zu haben.

In der That liegen heute die Verhältnisse so, daß einer Einführung der Seidenraupenzucht als Hausindustrie in Deutschland nichts mehr im Wege steht, daß überall dort, wo bisherige Hausindustrien wegen zu geringen Ertrages aufgegeben werden müssen, an deren Stelle ohne weiteres die Seidenraupenzucht treten kann. Die russische Regierung hat in der Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Thatsache angeordnet, daß die Dorfschullehrer in Petersburg und Moskau den Seidenbau bei den beiden obengenannten erlernen und ihn dann in ihren Dörfern als Hausindustrie einführen. Auch in Dänemark tritt man der Frage näher, und es wäre dringend zu wünschen, daß Deutschland nicht zurückbliebe. Denn was unter so ungünstigen klimatischen Verhältnissen wie in Petersburg noch mit Erfolg durchgeführt werden kann, wird in Deutschland selbst hoch oben im Gebirge keinerlei Schwierigkeiten finden.

Die spanische Schwarzwurzel (*Scorzonera hispanica*), die sich den sogenannten niedrigen Scorzoneren gegenüber durch höheren Wuchs, durch längere und größere Blätter und durch einen angenehmen Vanillegeruch ihrer Blüten auszeichnet, gedeiht bei uns in Deutschland überall. Für die Seidenraupenzucht ist es von Bedeutung, daß die Blätter solcher Pflanzen, welche auf magerem Boden wachsen, besser für Futter geeignet sind, als diejenigen von Pflanzen üppigerer Kultur; denn zu saftige Blätter erzeugen leicht Krankheiten der Raupen. Deshalb dürfen auch erst die Blätter zweijähriger Pflanzen als Futter verwendet werden. Die außen schwarzen, innen weißen Wurzeln, die einen weißen Milchsaft enthalten und milde, süßschleimig schmecken, werden bekanntlich gern als Gemüse gegessen und vielfach als Ersatzmittel des Spargels benutzt. Da nun Schwarzwurzel bei uns als Wintergemüse gezogen werden, so ist die Beschaffung einjähriger Pflanzen mit keinerlei Schwierigkeiten verknüpft. Im übrigen ist die Anzucht aus Samen, wenn nur die Samen möglichst bald nach der Reife ausgesät werden, leicht und sicher auszuführen. Die Pflanzen werden in 10 cm Abstand in Reihen von je 10 cm Entfernung gepflanzt, sodaß auf jedem Quadratmeter einhundert Pflanzen stehen. 10,24 Quadrat-

meter Beetfläche genügen, um 5000 Raupen das nötige Futter zu geben. Zur Aufzucht von 5000 Raupen sind 9,6 Quadratmeter in einem heizbaren, geschlossenen Raume nötig. Vier sechzig Centimeter übereinander befindliche Gitter, von je 2,4 Meter Länge, aus dünnen Latten, Bindfäden und Packpapier hergestellt, bieten diesen Raum. Diese 5000 Raupen liefern im Durchschnitt 4,5 Kilogramm frischer Cocons oder etwa 450 Gramm Rohseide. Die Anlagekosten sind also sehr gering.

Zum Gelingen der Zucht ist es nötig, daß man 1) vollständig gesunde Eier verwendet; 2) daß der Zuchttraum vom 1. bis 5. Tage gleichmäßig 20 Grad R., vom 6. bis 9. Tage 19 Grad R., vom 10. bis 30. Tage 18 Grad R. und am 31. und 32. Tage wieder 20 Grad R. hat; 3) daß das Futter sauber, frei von Staub und anhaftender Nässe und von der Temperatur des Zuchttraumes ist; 4) daß das Futter regelmäßig zu bestimmten Zeiten gegeben wird; 5) daß das Papier rechtzeitig erneuert wird, und 6) daß die Raupen in bestimmten Intervallen auf einen größeren Raum verteilt werden. Die Arbeiten des Futternehmens und Fütterens sind so einfach, daß sie von jedem Kinde ausgeführt werden können.

Das ist der Grund, weshalb sich die Seidenraupen-

Fürstliche Silberhochzeits-toilette.

Nachdruck verboten.

Hochzeits-toiletten pflegen die Damenwelt um so mehr zu interessieren, je höher die gesellschaftliche Stellung der Trägerinnen und je prächtiger und vornehmer die Wirkung des Brautkostüms selber ist. Daher dürfte auch die hier abgebildete, an Eleganz und feinstem Geschmack gleich hervorragende Toilette der jüngsten fürstlichen Silberbraut, der Tante unserer Kaiserin, auf allgemeine Beachtung Anspruch haben. Die Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein, geboren am 2. August 1833 als jüngstes Kind des Herzogs Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und der Herzogin Luise, geb. Gräfin Danneberg-Samsøe, ist seit dem 28. Februar 1872 mit dem bekannten Chirurgen Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Johannes Friedrich von Esmarch in Kiel vermählt. Die Prinzessin beging demzufolge am 28. Februar dieses Jahres die Feier ihrer silbernen Hochzeit.

Das Brautkleid aus silbergrauem Brokatstoff war, wie unsere Abbildung zeigt, mit geschlängelten Streifen aus Atlas und solchen mit weißer, damassierter Mustering durchwebt. Für den Vorderteil des Rockes und für die Vorderteile

waren die Atlasstreifen mit Myrtensträußchen aus Silberkante durchstickt, während der dazwischen liegende Stoff mit Silberpailletten übersät war. Den mit langer, angeschnittener Schleppe gearbeiteten Rock umrandete köstlicher Silberfuchs, dessen zartes Silbergrau sich harmonisch mit dem Grau der Toilette verband. Die mit tiefem Ausschnitt versehene Taille hatte vorn und hinten eine Schneppe, war hinten glatt und vorn leicht gefräust und von einem Falten-gürtel aus Atlas umgeben, der vorn eine Schneppe, hinten die breite Medicisform bildete. Den runden Ausschnitt begrenzte eine etwa 10 Cent. breite, prächtige Silberspitze, deren An-satz wieder durch Silberfuchs bedeckt war. Ueber die kurzen, mit einer Stoffschleife geschmückten Puffärmel fielen Epauletten aus silbergesticktem Brokatstoff, die mit Atlas unterfüttert und am inneren Rande mit einem zierlichen, silbergrauen Gazekräuschen garniert waren.

Vervollständigt wurde die prächtige Brauttoilette durch einen kostbaren Schleier aus echter, hundert-jähriger Duchessepitze, ein wertvolles Familienerbstück, dessen untere Querseiten mit Silberspitze besetzt sind. Der Schleier rieselte, in der Mitte leicht zusammengefaßt, von dem mit einem Silber-Myrtenkranz geschmückten Haupt nach hinten hernieder.

Die Handschuhe der Braut aus zartem, hellgrauem Glacéleder hatten auf dem Hand-

rücken feine Silberraupen, auf dem oberen Teil schöne Silberstickerei. Dazu graue Atlascüchle und silbergraue Seidenstrümpfe.

Wunder schön wirkte auch das zur Toilette gehörende Cape aus grauer Seide mit drei plissierten Gazefrisuren, die von cremefarbener Spitze begrenzt waren. Die oberste Frieur fiel von einem Sattel herab, der sich nach oben zu einem breiten, geschlitzten Medicistragen gestaltete; Sattel und Kragen waren mit Silberstickerei geziert. Diese wiederholte sich auch an den Patten, die vom Sattel herabfallend die Gazefrisuren durchschnitten. Den Medicistragen füllten reiche Plüsch.

Die höchst elegante und kostbare Brauttoilette mit Cape, die wir in den vorstehenden Abbildungen unsern Leserinnen veranschaulichen, wurde von dem Hoflieferanten Herrmann Gerson in Berlin (Werdercher Markt) angefertigt.



Silberhochzeits-toilette und Cape der Frau Prof. v. Esmarch, geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein.

zucht so ganz besonders als Hausindustrie eignet. Da die Schwarzwurzel schon sehr frühzeitig austreibt und bis in den Spätherbst ununterbrochen Blätter bildet, so gestattet sie auch eine Reihe von Zuchten hintereinander. Um den Abgang der Cocons braucht man nicht in Sorge sein, denn zur Zeit ist Deutschland bezüglich seiner Seide ganz auf das Ausland angewiesen. Der hohe Preis der Seide macht diese Hausindustrie zu einer sehr lohnenden, und der enorme Verbrauch sorgt dafür, daß die Preise nicht gar zu sehr herabgedrückt werden können.

Möchten diese Zeilen mit dazu beitragen, das Ziel zu erreichen, das Friedrich II. vorjchwebte: Deutschland möge seinen Bedarf an Seide selbst decken. Dann werden viele Millionen, die jetzt ins Ausland wandern, uns erspart bleiben!

Mit vorliegender Nummer schließt das erste Quartal.

Unsre Postabonnenten wollen die rechtzeitige Erneuerung des Abonnements sofort bewirken; die Post hört auf zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird. — Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von 2 1/2 Mark pro Quartal (in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ohne Stempel). Die nächste Nummer wird besonders reichhaltig erscheinen und eine große Fülle neuester Frühjahrs-toiletten enthalten, darunter

zwei Extra-Seiten mit Frühjahrs-Kinder-garderobe.

Zu den Kindermoden-Figuren liefern wir ausnahmsweise und lediglich an unsre Abonnenten gebrauchsfertige Schnitte in Normalgröße zum Preise von nur 30 Pf. pro Stück.

Administration und Redaktion des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstr. 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig. — Abonnementspreis pro Jahr 10 Mark.

Pariser Toiletten.

(Hierzu Fig. 1-4.)

Wenn die warme Frühlingssonne wieder jung und alt aus den Häusern lockt und in Hunderten von fröhlichen Augen sich wiederpiegelt, dann ist die Zeit gekommen, wo mit der erwachenden Farbenpracht der Natur auch die Mode wieder ihren buntpfarbigen Reichtum entfaltet und uns wie zu keiner andern Jahreszeit von ihrem schöpferischen Wirken Zeugnis giebt. Das gilt besonders von Paris, der Modestadt par excellence, die noch immer im Hervorbringen geschmackvoller und hübscher Neuheiten am erfinderischsten sich zeigt. Hier promeniert die gesamte elegante Welt auf den Boulevards und den Parkwegen des Bois und gestattet uns, all die Fülle und Verschiedenheit der neuen Pariser Frühjahrs-toiletten in Augenschein zu nehmen. Von den überaus zahlreichen, den mannigfaltigsten Zwecken angepaßten, neuen Kostümen können wir freilich nur einige der hübschesten und kleidsamsten im nachstehenden unseren Leserinnen vorführen.

Fig. 1 zeigt ein für junge Mädchen bestimmtes, reizendes Reunionkleid aus feinem, zartrosa Wollmuffelin, mit hellgrünem Seidenband garniert. Rock und Taille sind plissiert und durch einen breiten, faltigen Bandgürtel verbunden, der hinten mit flotter Schleife mit lang herabwallenden Enden geschlossen wird. Den edigen Ausschnitt der Taille begrenzt gefaltetes Band, das vorn und hinten am Ausschnitt mit Schleifen zusammengefaßt ist. Die kurzen, plissierten Bauschärmel enden in gleichen Frisuren.

Für denselben Zweck geeignet, jedoch ungleich eleganter, ist die Toilette in Fig. 2. Diese, aus hellgrüner Louisineide, hat als Umrandung des Rockes zwei getollte Volants aus hellgrüner Chiffongaze mit schmalem, schwarzem Sammetband begrenzt, deren oberer mit einem Köpschen abschließt. Die niederrörmige Taille ist in horizontalen Linien mit schmalem, schwarzem Sammetband besetzt und umspannt eine schuartzige Draperie aus Gaze. Dem Niederteil liegen zackige, gürtelartige Teile aus Moiréband auf, die mit Sammetband besetzt sind und unter denen vorn in der Mitte die mit Band garnierte Schneppe des Nieders wieder sichtbar wird. Hinten sind die Teile über dem Nieder, am Taillenabschluß unter einer Schleife zusammengefaßt. Die engen, halbblangen Ärmel haben an den Schultern drei übereinanderfallende Toffaltfrisuren, die mit Sammetband besetzt sind. Den unteren Rand des Ärmels begrenzt eine gleiche Rüsche.

Apert und schon recht sommerlich ist das für junge Damen bestimmte Kleid aus naturgrauem Leinenbatist in Fig. 3. Den Rock umgeben in ersichtlicher Weise drei mit weißen Valenciennespizzen begrenzte Volants, deren oberer Teil fein plissiert ist, während der untere, mit einem Spizchen abgegrenzte Teil frei auspringt. Den oberen Abschluß der Volants bildet gleichfalls ein Spizchen. Der obere Volant ist breiter und tritt bis unter den Gürtel aus blauem Seidenband, der hinten unter einer Schleife geschlossen wird. Die dort geschlossene Taille ist vorn und hinten gleichmäßig plissiert und ringsum zweimal mit einem Spizchen besetzt; unten sind die Falten dichter zusammengenommen. Die bis über die Ellenbogen plissierten Ärmel haben oben kurze, gleichfalls plissierte Busfen und sind, wie die Abb. zeigt, mit Spitze, sowie an den Schultern mit blauen Schleifen versehen; der Stehfragen besteht aus gleichem Band. Selbstverständlich kann die Bandfarbe beliebig gewechselt werden.

Der zu diesem Kostüm (Fig. 3) gehörende Hut aus naturgrauem Bastgeflecht ist reich mit Rosen garniert.

Ein praktisches, kleidsames Kostüm für Spiele im Freien u. s. w. zeigt Fig. 4. Das Kleid aus hellfarbiger Vigogne ist auf dem fußfreien Rock achtmal mit cremefarbener Wollstoffe besetzt, die sich kräftig und charakteristisch von dem Grunde abhebt.

Schmalere Lige bedeckt in horizontalen Linien die über einem faltigen Einsatz aus cremefarbenem Wollstoff sich öffnende Vordertaille und endet in kleinen, überstehenden Desen. Die hinten glatte Taille ist von einem Faltenköpschen umgeben, dessen Ansatz ein cremefarbener Falten-gürtel mit seitlicher Schleife deckt. Den hohen Stehfragen zielt vorn gleichfalls eine cremefarbene Schleife, und die mit kurzer Schulterpuffe gearbeiteten Ärmel haben am Handgelenk vertikalen, mit Desen endenden Ligenbesatz.

Um das Matrosenhütchen (Fig. 4) aus englischem Strohgeflecht schlingt sich ein weißes, mit schwarzen Sammetstreifen durchwebtes Band, das seitlich zu einer einfachen Schleife geknüpft ist. Eine schwarze Sammeteinfassung und schwarze, starre Federposen vervollständigen seinen Schmuck.

Bezugquellen: Paris, Mme. Brun-Cailloux, 48 rue de la Victoire; Fig. 1; Maisson Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 2-4.



Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.

Fig. 4.

Kaviar.

Plauderei von Arnold Rohde.

Nachdruck verboten.

Stör, Hausen u. Co. sind die Lieferanten des Kaviars, der als pikanteste Delikatesse von allen Feinschmeckern geschätzt wird. Der Hausen, gleichsam der Senior dieser weitverzweigten Firma, zählt zu den größten Fischen und liefert bisweilen an 170 Kilo Kaviar. Verbürgten Nachrichten zufolge soll sogar ein einziger Hausen einen Ertrag von 340 Kilogramm gegeben haben. Selbst Fische von nur mittlerer Größe erzeugen an 10 Millionen reifer Roggenkörner, woraus man schließen kann, daß der Hausen wirklich von ganz besonderer Fruchtbarkeit sein muß.

Sobald diese Fische ihre Reise erlangt haben, verlassen sie das Meer, gehen aufwärts nach den Flüssen, suchen die lebhafteste Strömung auf und laichen dort. Nur selten vermögen sie größere Entfernungen zurückzulegen, ohne in die Neze der Fischer oder sonstige sinnreich erdachte Fangvorrichtungen zu geraten. Gelingt es ihnen jedoch, den drohenden Gefahren zu entgehen und an geeigneter Stelle auf steinigem Grunde zu laichen, so suchen sie sofort die kältesten und tiefsten Stellen des Flusses auf und greifen mit furchtbarer Gier nach allem, was ihnen nur in den Weg kommt; sie verschlucken sogar Steine, Holz und andre unverdauliche Gegenstände.

Die Erträge des Störfangs sind in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, während es früher in einzelnen Flüssen Rußlands, insbesondere der Wolga, von diesen Fischen geradezu wimmelte. Auch die Ströme Oesterreichs waren früher von verschiedenen Störarten bevölkert, und in Ungarn waren Donaufische von 400 Kilogramm Gewicht nichts Seltenes. Heute spielt der Stör in Oesterreich und auch in Norddeutschland keine bedeutende Rolle mehr.

Ein kleinerer störrartiger Fisch ist der Sterlet, der gewöhnlich nur 2 bis 5 Pfund schwer ist; doch findet man auch Exemplare bis zu 20 Pfund Gewicht. Sie lieben ein stilles, beschauliches Leben in den Tiefen der Flüsse. Zum Laichen wählen sie das Flußbett oder überschwemmte Flußwiesen.

Am interessantesten ist der Fang des Störs und Hausens in Rußland, wo er in das gesamte Volksleben eingreift. Wenn zu Beginn des Winters sich der Urastuß mit einer leichten Eiszinde bedeckt, suchen die Fische die tieferen Stellen auf, um hier den Winter in Ruhe hinzubringen. Sobald der Fluß zugefroren ist, legen sich die Kosaken auf das dünne, durchsichtige Eis, wobei sie den Kopf mit einem Tuche bedecken. Sie sehen dann die großen, auf dem Grunde ruhenden Fische und merken sich deren Lage, um sie später bei der Fischerei im Winter wieder ausfindig machen zu können. Als Fanggeräte dienen lange Stangen mit eisernen Haken, Brecheisen zur Deffnung des Eises und Schaufeln.

Mit dem Beginn der Fischzeit ziehen Tausende von Kirgisen und Kosaken nach dem Flusse, wo sie ihre Zelte aufschlagen und das Zeichen des Fischerei-Atamans erwarten. Ein Kanonenschuß pflegt den Beginn der Fischjagd zu verkünden. Mit Jubel und Geschrei stürzt sich das ganze Heer auf das Eis, um es in geschäftiger Eile an allen Ecken und Enden zu durchbrechen und die Fischhaken in die Tiefe zu senken. So oft der Fischer eine Berührung oder Bewegung der Stange bemerkt, zieht er sie mit kräftigem Ruck empor. Der scharfe Haken dringt dem Fisch ins Fleisch — er ist gefangen.

Die Ernte ist sehr ergiebig. Durch den lauten Tumult werden die Fische aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, schwärmen unruhig hin und her und geraten schließlich in die Fischhaken. Inzwischen haben sich russische Kaufleute in großer Menge mit ihren Arbeitern und Fuhrwerken eingefunden, um die Fische sogleich zu kaufen, den Kaviar herauszunehmen, ihn in Tonnen zu schlagen und mit dem Fleisch der Fische, gut eingesalzen oder hart gefroren, zu versenden.

In der wärmeren Jahreszeit steigen Taucher, mit der „Abrachka“ einem spizen Eisen, bewaffnet, in das Wasser, um mit den kräftigen Tieren, die sie sich nach Belieben auswählen, den gefährlichen Kampf aufzunehmen, aus dem sie freilich nicht immer als Sieger zurückkehren. Im Sommer finden bei der Fischerei noch große, von Pferden gezogene Schleppnetze bis zu einer Länge von mehr als 300 Metern Verwendung.

Der jährliche Gesamttertrag Rußlands beträgt an zwei Millionen Störe und 50 000 Kilogramm Kaviar, und man berechnet den Wert dieses Ertrages auf fünf Millionen Rubel. Der Roggen des Hausens gilt als der beste zur Kaviarbereitung. Da er aus großen Körnern besteht, wird er nicht, wie dies sonst zu geschehen pflegt, mit andern Sorten vermischt, sondern separat zubereitet. Dasselbe gilt von dem Kaviar des Sterlet, der jedoch seiner kleinen Körner wegen meist an dem Platze, wo er gewonnen wird, in den Handel kommt.

Man bereitet vier verschiedene Sorten von Kaviar: den kernigen, den gepressten, den heißen und den sehnigen. Die technische

Seite der Kaviarbereitung zeichnet sich durch besondere Einfachheit aus. Die den Roggen enthaltenden fadartigen Teile des Fisches werden durch ein Sieb gerieben, sodass die Körner in den darunter stehenden Kübel fallen und die fetten und schleimigen Teile zurückbleiben. Der so „durchgeschlagene“ Roggen wird gut eingeseigt, in Fässern von Lindenholz verpackt und über Warschau nach dem westlichen Europa verschickt.

Zur Zubereitung des gepressten Kaviars wird eine Salz-Lösung (Tusluk) benutzt, die in warmem Zustande in einen Trog gegossen wird. Dann nimmt man den gesiebten Kaviar und beginnt ihn im Trog zu kneten, wobei man den Roggen unter beständigem Salzen in Rotation bringt. Nach zehn bis fünfzehn Minuten ist der Roggen vom Salze durchtränkt und beginnt zu erhärten. Die ganze Kunst besteht darin, rechtzeitig zu bestimmen, wann die Körner genug gesalzen sind, weshalb man beständig gezwungen ist, zu kosten.

Sobald der Roggen keine milchigen Teile mehr ausscheidet, ist dieser Teil der Zubereitung vollendet. Das Fabrikat wird in Mattensäckchen, die 34 bis 48 Kilo fassen, verpackt und unter die Presse gelegt. Im allgemeinen wird dieser Kaviar nicht länger als zehn oder fünfzehn Minuten gepresst, worauf er sich mehrere Stunden oder Tage „erholen“ darf. Hierauf wird er aus den Matten genommen und in Fässchen von Eichenholz, die mit feinem Leinen ausgekleidet sind, eingestampft.

Wenn der Fischfang zur Zeit der Sommerhitze erfolgt, so gelangt der Roggen, um nicht zu verderben, direkt aus dem Tusluk in die Fässer und wird dann unter dem Namen „heißer Kaviar“ in den Handel gebracht. Endlich giebt es eine noch schlechtere Sorte, die als „schniger Kaviar“ bezeichnet wird. Dieser Roggen stammt von den Fischen, die zur heißesten Jahreszeit gefangen werden; er lässt sich weder pressen noch durch ein Sieb reiben, sodaß er direkt aus dem Tusluk, in dem er zwei Wochen lang liegt, in Fässer gelangt, die fest verschlossen werden.

Hunderttausende von Zentnern Kaviar kommen jährlich aus Astrachan nach Berlin, Wien, Paris, London u. s. w. und werden dort als russischer Kaviar geschätzt und konsumiert.

Seit einiger Zeit schiden auch die Amerikaner einen Kaviar nach Europa, dem sie fälschlich den Namen „russischer“ Kaviar beilegen. Der amerikanische Kaviar wird zuweilen in Europa ungepackt und geht als original-russischer nach Amerika zurück, wo er dann als „echt importiert“ hohe Preise erzielt.

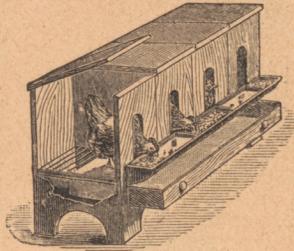
Die Zahl der gefangenen Fische ist zwar in Russland nicht wesentlich zurückgegangen, aber ihr Gewicht hat sehr abgenommen, da infolge zu umfangreichen Fischfangs die Störe nicht mehr recht zum Auswachsen gelangen. Durch diese Abnahme des Ertrages ist die Fälschung des Kaviars erheblich gefördert worden; es beschäftigt sich damit eine ziemlich umfangreiche Industrie, die dies gesunde und kräftige Naturerzeugnis als Lebensmittel bereits in Mißkredit gebracht hat; um so mehr ist aber der echte russische Kaviar als Delikatesse im Werte gestiegen.

Neues in der Federviehzucht.

Hierzu sieben Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Das Federvieh bildet einen wichtigen Bestand unsres land- und hauswirtschaftlichen Nutzviehes. Die Thatfache, daß Deutschland jährlich mehr als hundert Millionen Mark für Eier, Schlachtgeflügel und Federn an das Ausland zahlt, ist Grund genug, auf die Hebung unsrer heimischen Geflügelzucht mehr Bedacht zu nehmen.



1. Mastkäfig.

Wichtiger als die Einführung fremder Rassen ist die vollständige Pflege und Zuchtwahl des heimischen Geflügels. Es ist unsre feste Ueberzeugung, daß in unserm Lande die geeignetsten, stärksten Schläge oder Stämme der deutschen Landhühner, wenn man sie, wie die englischen, französischen und belgischen Fleischhühner gleich sorgfältig wie deren Stammschläge, mehr auf das Fleisch in Zukunft züchtet, die ausländischen Rassen leicht ganz verdrängen werden, da sie diesen gegenüber den großen Vorzug der klimatischen Gewöhnung und Abhärtung besitzen.



2. Thönerne Trinkgefäß für Hühner.

Die ersten Bedingungen einer vernünftigen Pflege des Federviehes sind zweckmäßige und reinliche Stallung, rationelle Fütterung mit Rücksicht auf die Jahreszeit, gefundes Trinkwasser, Verhütung und verständige Behandlung von Krankheiten. Die beigelegten Abbildungen, die wir dem „Illustrierten Handbuch der Federviehzucht“ von Baldamus, neubearbeitet von Otto Grünhaldt (Dresden, G. Schönfeld) entnehmen, werden für diejenigen unsrer Leserinnen auf dem Lande, die sich mit Geflügelzucht und

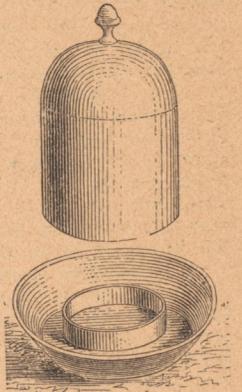
den Fortschritten ihrer Technik befaßen, von Interesse sein. Wer sich über diese Technik, sowie über Hühner- und Taubenrassen näher informieren will, dem können wir das genannte Buch aufs beste empfehlen.

Zunächst bietet der Mastkäfig (Fig. 1) Gelegenheit, die zumeist noch aus Frankreich, Belgien und Steiermark bezogenen Pouarden und Kapannen im Inlande selber zu züchten und zu mästen, und zwar durch fettreiche Ernährung der Tiere in Isolierzellen mit Lattenboden, die durch darunter befindliche Schubladen vom Dünger rein erhalten werden. In deutschen Mästereien überwiegt noch die freiwillige Mast der Tiere, die mindestens den Vorzug hat, daß nicht durch Unkenntnis oder Unverstand die Mastkandidaten zu Tode gestopft werden. Die gut beanlagten Tiere nehmen bei der freiwilligen Mast ebensogut hervorragende Fülle an wie beim Stopfen. Die Konstruktion der Mastkäfige veranschaulicht unsre Abbildung.

Gegenüber dem römischen, thönerne Wassergefäß (Fig. 2), das wohl vor dem Umwerfen, sowie vor dem Hineintreten der Tiere schützt, bieten die modernen, metallenen, pneumatischen Trinkgefäße für Hühner den Vorteil, daß sie in dem Cylinders (Fig. 3) und der Glocke (Fig. 4) einen größeren Wasservorrat aufnehmen, der, durch den äußeren Luftdruck festgehalten, nur in dem Maße in der Trinkschale nachläßt, wie diese durch die Tiere entleert wird. Die neuen, metallenen Gefäße



3.



4.

3 u. 4. Metallene Trinkgefäße in Cylinders- u. Glockenform.



5. Brutnest aus emailliertem Eisenblech für Tauben.

lassen sich überdies auseinandernehmen und daher gründlich und bequem reinigen. Fig. 4 ist aus Zink, Fig. 3 aus emailliertem Eisenblech hergestellt. Aus letzterem Material, das dem Ungeziefer keinerlei Schlupfwinkel bietet, ist auch das praktische, neue Brutnest für Tauben (Fig. 5) gearbeitet.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Inflationpreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w.
pro Paraphelle-Zelle.

Anzeigen.

Aleiniar Annoncen - Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rath Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit
Verdauungsbeschwerden, Godbrennen, Magenverschleimung,
die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Gleichmüdigkeit, Hysterie und ähnl. Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3, 1/2 Fl. 1,50 M.
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

In Berlin 1896 prämiirt wurden

Leichner's Fettpuder

Leichner's Hermelinpuder
und Aspasiapuder

sind die besten unschädlichen Gesichtspuder, geben der Haut einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik **BERLIN, Schützenstrasse 31** und in allen Parfümerien. Man verlange stets: **Leichner'sche Waaren!**



F. A. Seiler, Dessau

sendet an Kleidermacherinnen gratis und franco ein **Maßbuch für 1897** mit vielen Modellen u. bezeichnendem Text. Man wolle das Maßbuch per Postkarte verlangen. Alte interessante Bücher, alte **Kupferstiche, Porträts, Städteansichten, Trachtenbilder, alte Stick- und Spitzenmuster** - sogenannte Modelbücher kauft **Max Aichinger, k. Hofbuchhändler, Ansbach** (Bayern).

Schwarze Seidenstoffe

sowie weisse und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Haltbarkeit von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Adolf Grieder & Co., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Hoflieferanten.

Mann & Schäfer's patentamtlich geschützte Rundplüsch-Kleiderschutzborden beweisen ihre Güte am besten durch ihre schnell erworbene, grosse Popularität!

Durch ihren wollenen oder seidenen Rundplüsch geben sie jedem Damenkleid, gleichviel aus welchem Material, einen vollendet schönen Abschluss von vornehmster Eleganz, dabei sind sie eminent haltbar, nehmen bei Regenwetter fast keine Nässe an und lassen sich ebenso schnell als gründlich reinigen.

Sie werden damit niemals enttäuscht, wenn Sie sich vor dem Einkauf überzeugen, dass man Ihnen unsere ächte Waare giebt, deren Packung unsern Namen und unsere Schutzmarke trägt, und können Sie diese nicht bekommen, dann dienen wir Ihnen mit Aufgabe geeigneter Bezugsquellen.



Fabrikanten:
Mann & Schäfer Barmen.

Das beste Kleid

— elegant und dauerhaft zugleich — ist aus echten, reinwollenen **Damen-Loden.**

Die Firma
Fritz Schulze
königl. bayer. Hoflieferant
Loden-Spezial-Geschäft München
versendet auf Wunsch Preiscurant u. Muster gratis u. franco.

Prachtvolles Vogelwerk gratis!!!
Verlag: **Kasseler Hafer - Kakao - Fabrik, Hausen & Co., Kassel;** erhältlich vom Verkäufer des echten **Hausen's Kasseler Hafer-Kakao,** welcher nur in Cartons à 27 Würfel — ca. 40 Tassen — in Stämmel à 1 M. in Apotheken, Drogerie- und besseren Colonialgeschäften zu haben.

Wichtig für Damenschneider und Modistinnen.

Wenn Sie Jaquets, Kragen und Regenmäntel nach Maass anfertigen, müssen Sie meine Muster-collection von Damenmantelstoffen benutzen. Dieselbe enthält das Neueste in schwarzen Umhangstoffen jeder Art, auch Etamines, Crépons und Seidenrippe, eine grosse Auswahl von hellen und dunkeln Tuchstoffen, Diagonals, Covert-Coats und Regenmantelstoffen; ferner Lodenstoffe für Costumes, wollene und seidene Staubmantelstoffe, sowie Bezugstoffe für Abendmäntel und Pelze.

Diese Muster-collection, welcher auch die neuesten Modelle beiliegen, erhalten Sie umsonst und franco zum Auslegen in Ihrem Atelier.

Auch Private erhalten eine Auswahl-sendung von Mustern, doch bitte dann um recht genaue Angabe des Gewünschten
Siegmund Mendelssohn,
Lager moderner Damenmantelstoffe
Berlin C., Stralauer-Str. 12.

Für Modistinnen.

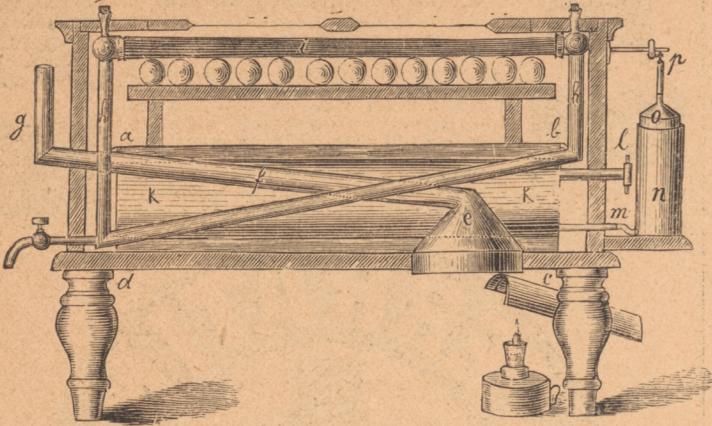
Einzelverkauf zu Engros-Preisen. Muster, Preisliste u. Muster gratis u. franco.
Verschnürungen, Besätze, Jäckchen, Spitzen, Garnituren.
Zaillenfutter, zweiflügelig Röber Nr. 43
Zaillenfutter, zweiflügelig Satin 58
Gage-La, Nr. 16 A. Jaconet Nr. 24
Patentstoff à Meter 10 A. und 16 A.
Koffhaargaze 118 cm breit Nr. 48
Eifengarn 80 cm br., beste Waare, Nr. 55
Schweißblätter, Tricot m. edl. Gummi Dk. 2.50
Ia. Satin Gurttb. (schwer. Dual.) 25 Mtr. f. 2 M.
Moirée, Rodf. schw. u. coul., 80 cm br. 35, 38, 43
S. Mecklenburg, Berlin O. 27.
83. Blumenstr., vis-à-vis b. Ballnertheaterstr.

Die herstellbare M. L. C.-Cournure

herschönert jede Figur.



SENKING-HERDE
Koch-, Brat- und Back-Apparate für Kohlen, Gas oder Dampf sind **unübertroffen** in Construction (eig. Patente), Material u. Ausführung. Die kleinsten bis zu den größten Apparaten bewahren sich in den Kaiserl. u. ander. Hofküchen, in Kasernen u. Anstalten, Hotels, Restaurants u. in mehreren **100 000 Haushaltungen.** Kataloge franco zur Einsicht. **Hildesheimer Sparherd-Fabrik A. Senking, Hildesheim,** Hoflief. Sr. Maj. des Kaisers. Musterlager auch Berlin W., Mohrenstr. 21.



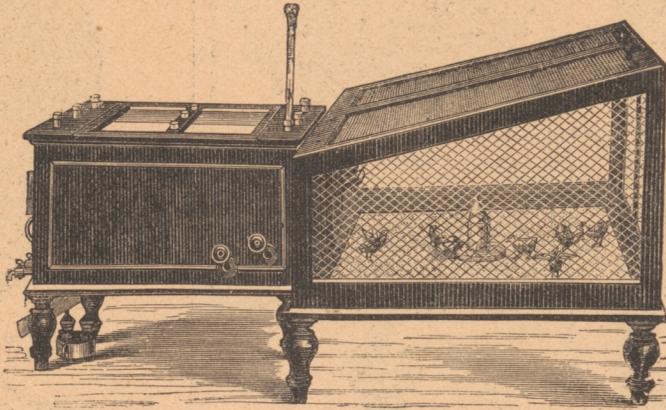
6. Grünhaubtscher Brutapparat. (Jüngere Einrichtung.)

Da Hühner, die zum Herbst und Winter leger sein sollen, schon in den Monaten Februar bis April ausgebrütet werden müssen und da ferner junge Brathühner, die schon im Januar und den nächstfolgenden Monaten schlachtreif sind, sehr hohe Preise erzielen, brütlustige Hennen aber in den Wintermonaten selten vorhanden sind, so tritt der Brutapparat mehr und mehr an die Stelle der Glucke. Von den zahlreichen künstlichen Brutsystemen zeigt Fig. 6 das am meisten an den natürlichen Brutprozess sich anlehrende Baumeyersche, durch Grünhaubts (in Van St. Martin bei Metz) verbesserte Schlauchsystem und Fig. 7 den Brutapparat mit Aufzuchtkäfig.

Der nach dem Baumeyerschen System bearbeitete Grünhaubtsche Brutapparat besteht aus einem mit Glasbedeckten geschlossenen Kasten, in dessen unterem Teil ein Zinkbassin a, b, c, d von 60 cm Länge, 45 cm Breite und 14 cm Höhe liegt. Dieses Bassin wird mit Wasser gefüllt und letzteres durch eine unter dem Apparat stehende Lampe erwärmt. Die Lampenwärme strömt in einen Heiztrichter e und durch ein damit verbundenes Heizrohr f, das nach außen in eine kurze Esse g ausmündet. Drei schräg durch die Länge des Bassins gelegte Röhren h sind von den Seiten des Bassins senkrecht in die Höhe geführt und tragen je ein Knierohr von etwa 3 cm Stärke. Je zwei sich gegenüberstehende Knieöffnungen werden durch einen Gummischlauch i verbunden, und es entsteht auf diese Weise

eine fortwährende Circulation des in die Schläuche gefüllten Wassers. Unter den sechs Schläuchen finden auf einer hölzernen Mulde zwölf Eier Platz. Diese werden in naturgemäßer Weise durch den weichen, biegsamen Gummischlauch von oben erwärmt.

Baumeyer hat mit seinem Apparate besonders günstige Resultate erzielt. Er ließ warmes Wasser in Gummischläuchen circulieren und legte die Eier unmittelbar unter letztere. Die kleinen Brutapparate werden heute mit Petroleum, die größeren mit Koks und Braunkohle geheizt. Die künstlich erbrüteten Hühner eignen sich für den Markt und für die fernere Zucht ebenso gut wie von Hennen ausgebrütete Küchlein. Allerdings ist die Aufzucht ohne Mutter stets sehr schwierig, weshalb trotz aller Erfolge bisher doch nur wenig Brutmaschinen in der Praxis benutzt worden sind.



7. Brutapparat mit Aufzuchtkäfig.

Zumeist verwendet man — außer in Zoologischen Gärten und physiologischen Instituten für wissenschaftliche Zwecke — die Brutapparate zum Ausbrüten seltener Rassen. In großen Hühnerzuchtereien zieht man dagegen heute immer noch das Ausbrüten durch Hennen vor und bedient sich dazu, um die Hühner nicht vom Eierlegen abzulenken, der Truthennen, die den Vorteil gewähren, daß sie zwei- und dreimal hintereinander ausbrüten.

Frühjahrstoiletten.

Hierzu das Titelbild Seite 137.

Auf der Titelseite unserer heutigen Nummer bringen wir zwei sehr hübsche Toiletten, die in ihrer geschmackvollen Einfachheit höchst apart und chic wirken und für die Straße oder Promenade besonders geeignet sind. An dem ersten kleidsamen Kostüm aus braunem Kashmir legen sich geschlitzte, blusenartige Teile, welche von einem leicht drapierten Gürtel aus gleichfarbigem Sammet zusammengehalten werden, über eine glatte, seitlich zu schließende Taille aus zartgrüner Seide, die von einem vorn sich zuspitzenden, mit Schleiße geschmückten Stehragen aus Sammet begrenzt wird. Die Blusenteile sind mit einer zierlichen Passenterieborte umrandet und werden durch starke, mit Knöpfen besetzte Seidenschmüre zusammengehalten. Vervollständigt wird die Taille durch eng anliegende Ärmel, die oben kurze Puffen haben. Der mächtig weite, hinten gereifte Rock hat seitlich am unteren Ende feilförmige Einsätze aus Seide, welche mit Passenterieborte umrandet und von Schnüren, die mit Knöpfen enden, überspannt sind. — Das Hüthen aus tabakfarbenem Phantasiegesticht ist mit zartgrüner Seide, Weißentuffen und braunen Federpojen geschmückt.

Sehr jugendlich wirkt das zweite Kostüm aus weiß und grün kariertem Stoff, dessen Blusenteile vorn leicht übereinandertritt und dort mit einem untergesetzten Teil von weißem Seidenripps versehen ist, den ein schmales Plüsch begrenzt. Die Taille ist mit schönen Phantasieknöpfen geschmückt und mit einem faltigen Gürtel und Stehragen aus grünem Sammet begrenzt. Letzteren, sowie die oben kurz gepufften Ärmel umranden gleichfalls schmale Plüsch. Der etwa 4 Meter weite, schlichte Rock ist hinten in Falten gereift. — Die Garnitur des Hutes aus grünem Phantasiegesticht bildet grün und rot schimmerndes Seidenband.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Wechselräffel.

Einer von zwölf bin ich. Oft werd' ich von Dichtern besungen. Wird mir verändert der Fuß, bin ich im „Freischütz“ zu sehn.

Initialenräffel.

Leoncaballo, Auber, Grieg, Rossini, Mascagni, Kreutzer, Donizetti, Offenbach.

Die Anfangsbuchstaben vorstehender Komponisten sollen — jedoch in anderer Reihenfolge — so geordnet werden, daß sich wiederum daraus der Name eines Komponisten ergibt.

Auflösung des Scharzräffels Seite 118. L (Duell).

Auflösung der dreiflügeligen Scharabe Seite 118. Instanzen (in Stenzen).

Auflösung der französischen Räffelfrage Seite 118.

Une glace réfléchit sans parler, une bavarde parle sans réfléchir.

Schwarze, weiße und farbige Seidenstoffe in glatt, gemustert, gestreift carrirt etc.		
Seiden-Satin-Merveilleux	v. M. 0.50 an — M. 13.50	
Seiden-Damassé	„ „ 1.25 „ — „ 19 —	
Seiden-Ballstoffe	„ „ 0.50 „ — „ 18 —	
Seiden-Foulard	„ „ 1. — „ — „ 5.60	
Seiden-Taffet	„ „ 1.25 „ — „ 8.75	
Seiden-Blacéstoff-Changeant	„ „ 1.50 „ — „ 14 —	
Seiden-Bengaline	„ „ 1.25 „ — „ 7.35	
Seiden-Caméleon	„ „ 2.85 „ — „ 9 —	
Seiden-Faille-Française	„ „ 2.20 „ — „ 12.25	
Seiden-Chinés	„ „ 2.50 „ — „ 10.50	
Seiden-Stoffe gestreift	„ „ 1.90 „ — „ 7 —	
Seiden-Bastseide	„ „ 1.50 „ — „ 5.35	

Seidenstoffe in allen Nuancen und Dessins.

„Lotze“

Hohensteiner Seidenweberei
Mechanische Seidenstoff-Fabrik
Hohenstein i. S. 22.

Hoflieferant Ihrer königlichen Hoheit der Frau Großherzogin von Sachsen, Ihrer Hoheit der regierenden Frau Herzogin von Anhalt.

Versand meter- und robenweise
auch an Private, von M. 20. — franco und zollfrei ins Haus.

Man verlange Muster unter Angabe der Farbe, der Preislage und für welchen Zweck, bevor man anderswo kauft.

Schwarze-Seiden-Satin	v. M. 0.95 — 12.00
Schwarze-Seiden-Damassé	„ „ 2.00 — 10.00
Schwarze-Seiden-Armüre, Luxor, Satin de Lyon, Schwarze-Seiden-Rhadamés, Faille, Bengaline, Schwarze-Seiden-Merveilleux	„ „ 1.50 — 16.00
Schwarze-Seiden-Végétal u. Monopol, Peau de soi, Luxor, Merveilleux, Diamantine, Armüre etc.	„ „ 3.75 — 10.75
Weisse-Seiden-Satin u. Merveilleux	„ „ 0.95 — 13.50
Weisse-Seiden-Bengaline	„ „ 1.25 — 6.50
Weisse-Seiden-Faille-Française	„ „ 2.60 — 12.25
Weisse-Seiden-Armüre	„ „ 3.30 — 9.00
Weisse-Seiden-Damassé	„ „ 3.25 — 12.50

van Houtens Cacao

Sehr wohlschmeckend — nervenstärkend — leicht verdaulich.
Billig im Verbrauch.

Tannoform-Streupulver und -Salbe.

(Patentirt.)

Bestes Mittel gegen übermäßiges und krankhaftes Schwitzen an den Füßen, unter den Armen u. s. w., zerstört den lästigen Geruch und macht das Tragen von Schweißblättern unnötig. Tannoform ist geruchlos; seine Anwendung ist vollkommen ungefährlich und von ärztlichen Autoritäten empfohlen; einfaches Einpulvern genügt.

Zu beziehen durch alle Drogenhandlungen und Apotheken oder direkt durch E. Merck's Apotheke, Darmstadt.

LANOLIN

Toilette-Cream

LANOLIN

In den Apotheken und Drogerien.

Nur echt mit Marke „Pfeilring“.

als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

Unübertroffen

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Seidenstoffe

Man schreibe um Muster unter Angabe des Bedürfnisses.

von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

DER GUTE TON

in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von Franz Ehardt. 13. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 48 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk. II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk. Zu beziehen durch alle Buchh.

oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINGHARDT in Leipzig u. Berlin W. 9.

Viel Vergnügen

macht das Radfahren, ** namentlich wenn man ein Neckarsulmer Pfeil benützt.

Damen- und Herren-Maschinen in feinsten und solidester Ausführung.

Neckarsulmer Fahrräderfabrik Neckarsulm (Württemberg). — Stuttgart 1896 Goldene Medaille. —

Illust. Pracht-Katalog gegen 10 Pfg. Marke.

C. F. W. Lademann Söhne,

Berlin, Wallstrasse 84/85.

Ausstattungs-magazin für Haus u. Küche. Reinnickel- u. Aluminium-Kochgeschirre, sämtliche Nickelwaaren für den häuslichen Comfort.

Waschkücheneinrichtungen, Badeeinrichtungen, eiserne Bettstellen nebst Matratzen — Gas- u. Petroleumkocher. Elektrische Heiz- u. Kochapparate. Gardinenspannrahmen.

Preislisten gratis und franko.

ODONTA

ZAHN-WASSER zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne.

WOLFF & SOHN Hoflieferanten Karlsruhe

Filiale Wien Kolnerhofgasse 6.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Specialität: Baumkuchen

in anerkannt tadelloser Qualität verfertigt täglich franco mit Verpackung für 5 M. und größer

Paul Lange, Conditör, Hofliefer. Sr. Kgl. Hoh. d. Prinzgen Friedr. August, Herzog v. Sachsen, Bischofswarda i. Sachsen.

Antiquitäten und Münzen verkauft an diebestenliebhaber und Selbstkäufer Felix Walter, Westend bei Charlottenburg bei Berlin, Altona-Allee 33, Eingang: Platane-Allee 2.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach neuest. wissenschaftl. Methode (Schrift v. Dr. Clasen) vers. geg. 145 M. J. Alt, Buchhdlg., Frankfurt a. M.

Feinste Sect-Marken: Extra fein (Champagner Cuvée) Kaiser-Blume Blaue Marke

von Gebrüder Hoehl in Geisenheim. Kgl. Bayer., Kgl. Ital. u. Kgl. Rumän. Hofliefer. Schaumweinkellerei.

Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

